LESEPROBEN

Thriller

Wenn nichts ist, wie es scheint. Geschichten, die dich nicht mehr loslassen.

Alles Liebe, deine Andrea

Die JOEY-Reihe

JOEY. Du bist mein 3

ROMY. Er war mein. 29

Die LARA-Reihe

LARA. der Anfang. 66

LARA. die Jagd. 92

LARA. das Ende. 119

Nicht (un)schuldig 145

THEA WILK

JOEY

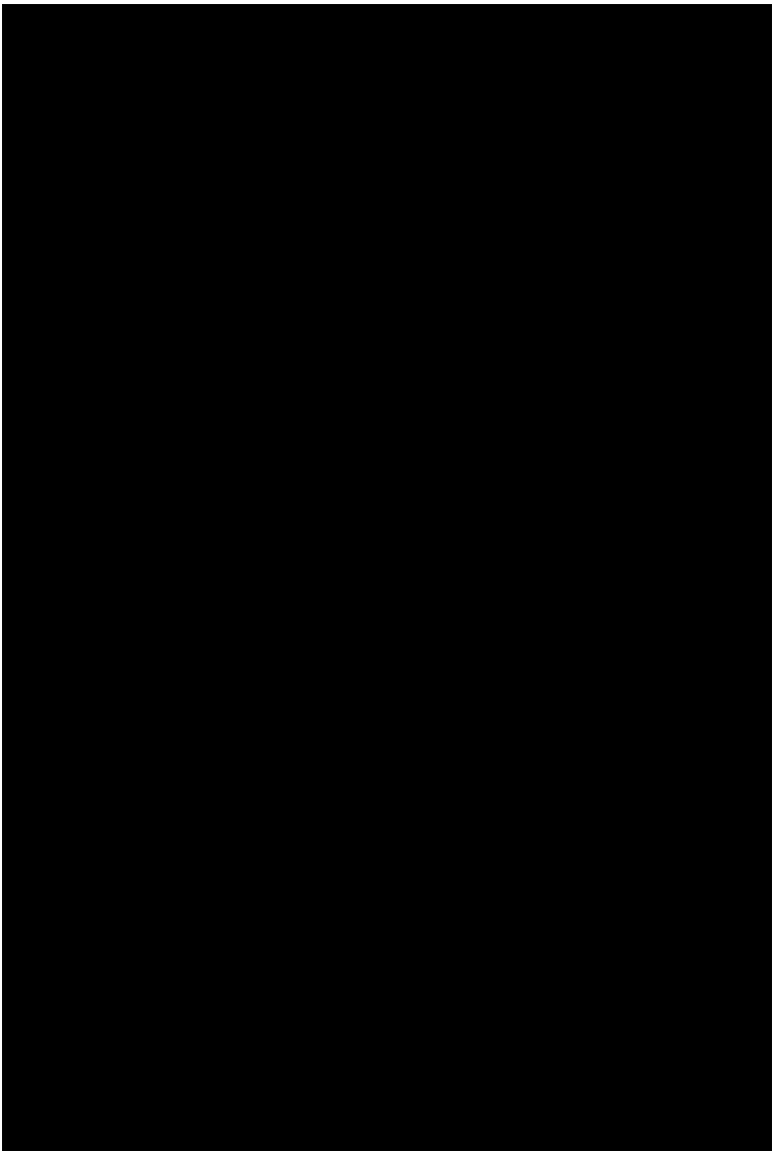
Du bist mein.



THRILLER

LESEPROBE

asry!



asry!

für den frieden.

PROLOG

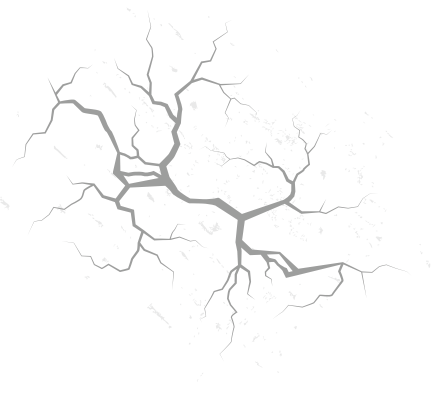
Im Tod bist du noch schöner. Das Blut lässt dich so verletzlich wirken. Du siehst aus wie ein gebrochener Engel. Es ist traurig, dass dieses Bild so schnell in sich zusammenfallen wird.

Die Dunkelheit wird zerrissen vom Blau des flackernden Lichts.

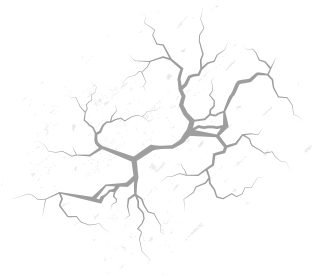
Sie kommen.

Zu spät.

Alles ist zu spät.



EINS



JOEY

Die Wellen rollten vom Sturm getrieben in die Bucht und weiter an den Strand. Endlich hatte der Wind gedreht und kam nun von der Weite der See. Gestern hatte er nur an Land gestürmt und das Wasser wie eine spiegelglatte Oberfläche unscheinbar das Tageslicht reflektieren lassen.

So mochte ich es lieber. Ich liebte die Energie, die Wind und Wasser gemeinsam entwickelten. Es erfüllte mich selbst mit Vertrauen. Es erfüllte mich mit Vertrauen in meine eigene Stärke. Und dieses Vertrauen brauchte ich jetzt.

Ich schoss ein Foto mit dem Handy, um das Gefühl in einem Bild festzuhalten.

Eine Welle, größer als die anderen, spülte weiter an den Strand, benetzte den noch trockenen Sand. Sie erreichte meine nackten Füße, aber nach den Stunden, die ich hier verbracht hatte, spürte ich sie kaum. Es war Zeit, zurück auf mein Zimmer zu gehen. Doch was erwartete mich



dort schon? Zwei Doppelstock-Betten, von deren Matratzen ich mir in jeder Nacht eine andere aussuchen konnte.

Wenigstens musste ich mir in dieser Jugendherberge Dusche und Toilette nicht mit anderen Leuten teilen. Nur eine eigene Küche fehlte, was ein Problem war. Das Essen war grausam. Gestern hatte es panierten Fisch mit einer Portion Karotten gegeben, die selbst Bugs Bunny und seine Kumpels nicht hätten verdrücken können. Das orangefarbene, breiige Zeug hatte nicht nach Karotten geschmeckt und die Menge in etwa der Tagesernte eines Bauern entsprochen.

Ich bewegte die Füße ein wenig, damit Blut in die Adern schoss und sie von innen wärmte. Es half nicht, also setzte ich mich widerstrebend in den kalten Sand, massierte erst die linken, dann die rechten Zehen und zog schließlich die warmen Wollsocken und danach meine Winter-Boots über.

Die Wärme tat gut. Lange hätte ich das Frieren nicht mehr ausgehalten. In manchen Dingen war ich einfach zu schwach. Er hatte recht. Er hatte immer recht gehabt. Ich drückte die Augen fest zusammen und presste die Hände darauf, um sein Bild aus meinem Kopf zu verdrängen. Es vermischte sich mit einem anderen, das meine Nervosität steigerte. Ich hielt es nicht aus, suchte nach etwas Schönerem.

Doch das Einzige, das mir einfiel, war ein Zeitungsartikel, den ich auf der Bahnfahrt hierher gelesen hatte. Ein Mädchen war von einem Mann aus dem Internet gestalkt worden. Es hatte klein angefangen. Er hatte sie auf Instagram entdeckt, war ihr online gefolgt. Nach ein paar Wochen hatte er das erste Mal einem ihrer Fotos ein Herz gegeben. Ihr war das nicht einmal aufgefallen. Wieder ein

paar Wochen später hatte er einen ihrer Posts kommentiert. Auch das hatte sie kaum wahrgenommen.

Zu diesem Zeitpunkt, als sie ihn noch immer kaum bemerkt hatte, seine Existenz nur erahnen konnte, war er besessen von ihr gewesen. Das Erste, was er am Morgen tat, war, ihre Profile durchzuchecken. Wenn sie nichts Neues gepostet hatte, sah er sich alte Bilder und Videos von ihr an, holte sich dabei einen runter und hielt sich davon ab, ihr zu schreiben.

Doch schließlich reichte ihm all das nicht mehr. Er schrieb ihr private Nachrichten. Erst fragte er sie ganz harmlos nach einem Buch, das sie gelesen hatte. Dann wurden die Fragen persönlicher: *Wärst du gern wie diese Protagonistin? Was ist deine Lieblingsfarbe? Hast du einen Freund?*

Irgendwann hörte sie auf zu antworten und blockierte sein Profil.

Er fühlte sich zurückgestoßen, erstellte einen neuen Account, fand heraus, dass sie auf ein bestimmtes Konzert in einer kleineren Bar gehen würde, und lauerte dort, bis sie mit ihren Freundinnen eintraf. Er verfolgte sie nach Hause, wusste nun, wo sie wohnte, und alles nahm seinen Lauf. Am Ende hatte sie sich selbst das Leben genommen. Oder er hatte es so aussehen lassen.

Diese Geschichte war meiner eigenen so ähnlich, dass ich sie gegoogelt und unzählige weitere Artikel dazu gelesen hatte. Doch bei mir würde es anders enden.

Der Gedanke gab mir neue Energie. Ich war hier, damit sich alles änderte. Ich würde mich nicht länger verstecken. Ich würde die Höhle verlassen, in die ich mich verkrochen hatte. Die Mauer einreißen, die ich wegen ihm aufgebaut hatte.

In den letzten Tagen hatte ich mir Zeit für mich genommen. Ich hatte diese Auszeit gebraucht und fühlte mich nun allen Widrigkeiten gewachsen, die auf mich zurollten. Genau wie den Wellen am Strand. Auch sie waren eiskalte Widrigkeiten.

Nein, ich würde mich nicht unterkriegen lassen. Hastig riss ich mir Schuhe und Socken und danach den Rest meiner Klamotten vom Körper und rannte, ohne eine Sekunde innezuhalten, in das eiskalte Wasser.

Die Kälte färbte meine Haut rot, sodass man die Striemen auf meinem Körper weniger gut sah. Die Wellen konnten sie nicht wegspülen und das war auch gut so. Sie zeigten mir jeden Tag aufs Neue, dass ich stärker sein musste, als ich es bisher gewesen war. Sie verdeutlichten mir jeden Tag, dass mein Leben nur dann gut war, wenn ich selbst dafür sorgte.

Ich rang nach Luft, weil mein Körper das Atmen vergessen hatte. Ich rang nach Luft, um im nächsten Moment unterzutauchen und fast alle meine Sinne zu verlieren, weil die Kälte sich wie Dornen in meinen Kopf bohrte. Nach fünf Schwimmzügen tauchte ich wieder auf, rannte an den Strand, zog mir meinen Pullover und die Leggings über, griff den Rest meiner Sachen und bewegte meine Füße so schnell es ging über den Sand auf die breite Häuserfront zu. Die frisch gestrichene Fassade der Jugendherberge reihte sich neben ein vor fast einhundert Jahren identisch gebautes Haus, das keinen neuen Investoren gefunden hatte und über die Jahrzehnte zu einer Ruine verkommen war.

Als ich den steinigen Pfad erreichte, der zur Herberge führte, zitterte ich so stark, dass sich meine Finger verkrampften und mir die Schuhe aus den Händen fielen. Ich bückte mich mühselig, um sie aufzuheben, und lief weiter.

Die Mitarbeiterinnen an der Rezeption warfen mir spöttische Blicke zu, sahen einander an und schüttelten den Kopf. Ich hätte ihnen gern einen dummen Spruch zugerufen, aber die Synapsen in meinem Gehirn hatten mir den eisigen Tauchgang nicht verziehen und weigerten sich, mir mit etwas Geistreichem zur Seite zu springen.

Dann besann ich mich meiner vor wenigen Minuten getroffenen Entscheidung. Ich würde mich nicht länger vor anderen Menschen verstecken. Also lächelte ich sie an und freute mich über die Wärme auf den Fluren. Ich ging zum Treppenhaus. Ich schaffte es kaum, meine gefrorenen Gliedmaßen zu bewegen, und konnte die Stufen bis in die erste Etage nur schwerfällig hinaufsteigen. So brauchte ich fast fünf Minuten, bis ich mein Zimmer erreicht hatte und mich endlich unter die heiße Dusche stellen konnte.

Zuvor jedoch druckte ich auf einem kleinen Minidrucker das Bild aus, das ich am Strand gemacht hatte, und klebte es mit einem Stück Tesafilm über mein Bett, damit ich das gespeicherte Vertrauen aufsaugen konnte, wann immer ich es ansah.

Die Benachrichtigung, die inzwischen auf meinem Telefon eingetroffen war, übersah ich zunächst.



Das Piepsen meines Handys weckte mich ein paar Stunden später. Ich hatte mich nach dem Duschen ins Bett gelegt. Müde griff ich danach, löschte den Eintrag in meinem Mitteilungsscreen gemeinsam mit all den Erinnerungen und Nachrichten meines Handy-Anbieters über mein überschrittenes Datenvolumen und ließ mich für einen kurzen Moment zurück in die Kissen fallen.

Der Schlaf hatte nicht die erholsame Wirkung gehabt, die ich mir von ihm erhofft hatte. Normalerweise war das anders. Der Schlaf am Tag stärkte mich für die Nächte, in denen ich kein Auge zu bekam.

Vielleicht hatte ich es doch übertrieben mit meinem winterlichen Bad im Meer. Vielleicht hätte mein Körper etwas mehr Energieaufbauzeit gebrauchen können, bevor ich ihn wieder auf die Beine stellte und dazu motivierte, weiterzumachen.

Ich sah auf die Uhr. In zwanzig Minuten wurde das Abendbuffet eröffnet und ich wollte als eine der Ersten im Speisesaal erscheinen. Auf diese Weise konnte ich die Tür im Blick behalten und wusste immer, wer den Raum betrat. Es gab nur einen einzigen Eingang, der in den Speisesaal führte.

Wieder piepste mein Telefon. Ich las die Benachrichtigung und stand endlich auf. Mein Körper würde in Schwung kommen und die innere aufgeregte Lähmung bekämpfen, sobald ich ihn bewegte. Ich faltete die Decke ordentlich zusammen, schüttelte das Kopfkissen auf und begab mich widerwillig in Liegestützposition, absolvierte zwanzig Stück, legte mich auf den Rücken, um ebenfalls zwanzig Sit-ups zu machen, und stand wieder auf. Es folgten zwanzig Hampelmänner, zwanzig Kniebeugen und zwanzig Lunges auf jeder Beinseite.

Es hatte lange gedauert, ehe ich stark genug gewesen war, um dieses Programm durchzuziehen. Noch immer trieb es mir den Schweiß auf die Stirn und ließ meine Beinmuskulatur brennen wie Feuer. Dennoch, es musste sein. Vor ein paar Monaten hatte mich eine Freundin im Park zu einem Kräftemessen herausgefordert. Sie trainierte irgendeine Kampfsportart und war besessen davon, anderen zu zeigen, wie stark sie war.

Ich hatte ein bisschen was getrunken und mich darauf eingelassen. Diesen Übermut hatte ich mit einem gebrochenen Finger, zahlreichen blauen Flecken und der Erkenntnis bezahlt, dass ich mich nicht einmal gegen eine Frau wehren konnte, die kleiner und jünger war als ich.

Ich ging in den abgetrennten Bereich meines Zimmers, in dem sich eine Garderobe mit abschließbaren Schränken und zwei in Wandschränke eingelassene Kleiderstangen sowie ein Waschbecken und der einzige Spiegel im Raum befanden.

Nachdem ich mein Gesicht gewaschen und abgetrocknet hatte, betrachtete ich das Bild, das mir aus dem silbernen Glas entgegenblickte. Die großen braunen Augen hatte ich von meiner Mutter geerbt, die langen dunklen Haare ebenso. Er hatte sie gehasst.

Ich bürstete die Haare glatt, flocht sie zu einem französischen Zopf und legte etwas Make-up auf, um die Narbe zu verdecken, die inzwischen verblasst, aber noch immer gut sichtbar war. Die tönende Creme verdeckte sie so weit, dass jemand, der sie nicht kannte, nicht auf sie aufmerksam wurde.

Das war mein Ziel. Ich wollte für andere nie wieder das Opfer sein. Zu lange hatte ich diese Rolle ausgefüllt. Zu lange hatte ich mich nicht stark genug gefühlt, um meinen eigenen Weg zu gehen, selbst Täterin in meinem Leben zu werden.

Denn das waren wir doch alle, oder? Wir hatten die Macht über die Taten in unserem Leben. Niemand anderes sollte das Kommando übernehmen dürfen. Und es lag an uns, diese Entscheidung zu treffen und uns selbst immer wieder davor zu schützen, dass es anders lief.

In der Theorie hörten sich diese Worte für mich wunderbar schlüssig an. Sie ergaben nicht nur Sinn, sie motivierten

mich auch und schafften es, die Energie zurück in meine Adern zu holen.

In der Praxis verlor ich die Motivation nach kurzer Zeit. Im echten Leben hielt ich immer Ausschau nach der Gefahr, suchte nach bekannten Hinweisen. Blonde kurze Haare. Breite Schultern. Ein hinkendes Bein.

Die Angst saß mir buchstäblich im Nacken, erinnerte mich immer wieder daran, dass ich nicht sicher war. Dass ich es nie sein würde, egal, wie viele Selbstverteidigungskurse ich besuchte. Egal, wie viele Liegestütze ich schaffte.

Ich wusch das Make-up von meinen Fingern, kämmte die Haare aus der Bürste, legte sie zurück in die Tasche und trug Mascara auf meine Wimpern auf. Dann erlaubte ich mir ein Lächeln. Ich würde es schaffen. Das hier war mein Neuanfang. An diesem Punkt übernahm ich die Kontrolle ein Stückchen mehr. Ich würde mir nehmen, was mir gehörte. Meinen Mut. Meine Freiheit. Mein Leben. Und dafür brauchte ich einzig die Gewissheit, dass ich es in der Hand hatte.

ZWEI



ROMY

Ich kann das allein tragen.“ Wütend schnaufte ich, weil das Gewicht des Koffers mich zwar nicht über- aber doch herausforderte.

„Ich weiß, dass du das kannst, aber das ist eine verdammt lange Treppe und ich könnte das doch machen.“ Enno stand ein paar Stufen unter mir.

Ich sah nicht zu ihm. „Oh ja! Du und dein kaputter Fuß.“ Es war nicht fair und nett schon gar nicht, so mit ihm zu sprechen, aber ich war wütend. So wütend, dass ich diese Energie in meine Schritte übertrug und die Glastüren vor ihm erreichte. Eine Jugendherberge. Wir waren fast dreißig, verdammt. Was sollten wir in dieser dämlichen Einöde anfangen? Urlaub am Meer hatte er gesagt. Ein bisschen ausspannen, den Wellness-Bereich eines Hotels genießen, über die Strandpromenaden flanieren und in guten Restaurants essen gehen.

Nichts davon würden wir tun. Wir würden in diesem alten Gemäuer absteigen, dafür das bisschen Bargeld

aufbrauchen, das ich eingesteckt hatte, und unsere Beziehung am Sonntag nach der Rückkehr vermutlich endgültig beenden. Ich sollte sofort zurückfahren, doch die Strecke war weit und ich war müde und wütend.

Die Tür öffnete sich, nachdem ich einen metallenen Schalter betätigt hatte. Für einen Moment war ich angenehm überrascht. Dies war keine Jugendherberge, wie ich sie aus meiner Teenager-Zeit kannte. Alles schien erst vor Kurzem einen Anstrich bekommen zu haben, die Bänke im Eingangsbereich wirkten modern und die Flure waren hell ausgeleuchtet.

Das Angenehme wurde jedoch Sekunden später vom finsteren Gesicht einer Frau hinter dem Empfangstresen überschattet. Ich wartete, bis Enno neben mir stand, und ging dann gemeinsam mit ihm zu ihr. „Guten Abend, wir haben vor zwanzig Minuten angerufen."

Ihr Blick wurde noch gemeiner, wenn dies überhaupt möglich war. „Normalerweise müssen die Gutscheine vorher aktiviert werden."

Nun schaltete Enno sich ein. „Das wissen wir. Es kam leider zu einem Missverständnis in dem Hotel, in dem wir unterkommen wollten. Diesen Gutschein habe ich vor ein paar Wochen von einem Kunden geschenkt bekommen." Er wirkte nervös, wie fast immer in solchen Situationen.

Die Dame setzte ein falsches Grinsen auf. „Na, dann, herzlichen Glückwunsch." Es klang wie eine Drohung. Sie nahm unsere Daten auf und schob zwei weiße Plastikkarten über den Tresen. „Sie wohnen in Zimmer 204." Mit diesen Worten wandte sie sich wieder ihrem Computerbildschirm zu.

Ratlos sah ich zu Enno und dann wieder zu der Frau. „Und wie kommen wir da hin?"

Genervt atmete sie aus und verpasste mir einen Blick, als hätte ich sie nach der Farbe der Zimmerkarten gefragt. „Dort hinten ist ein Fahrstuhl." Sie wandte sich wieder ab.

„Gibt es auch eine Treppe?"

Wieder sah ich zu Enno und entdeckte das kaum erkennbare Grinsen in seinem rechten Mundwinkel. Er machte sich über sie lustig. Seine Nervosität hatte sich in Übermut verwandelt. Auch das kannte ich schon.

„Gleich daneben."

„Was ist mit dem Abendessen? Bekommen wir noch etwas?"

Wütend schaute sie auf. „Sie haben noch dreißig Minuten Zeit, bevor das Buffet abgebaut wird und der Speisesaal schließt."

„Und Frühstück?"

„Enno", zischte ich. In der Frau musste es kochen, während Enno sich mehr und mehr zu entspannen schien. Ich wusste nicht recht, was ich von der Situation halten sollte. Eines war jedoch klar. Ich hatte keinen Bedarf, noch länger in ihr zu verweilen. „Das finden wir schon heraus. Komm jetzt, Enno." Zu der Frau gewandt, fügte ich hinzu: „Danke für Ihre Hilfe. Haben Sie einen schönen Abend." Mit diesen Worten, die mir selbst schwergefallen waren, fasste ich den Griff meines Koffers und stiefelte in Richtung des Fahrstuhls.

Enno folgte mir.

„Was sollte das?", funkelte ich ihn an, als sich die Edelstahltüren hinter uns schlossen und wir allein in dem engen Raum standen.

Er grinste nun vollkommen. „Was? Diese blöde Schachtel hatte es nicht anders verdient."

„Diese blöde Schachtel ist der Grund, warum wir nicht schon wieder auf dem Nachhauseweg sind."

„Jetzt fang nicht wieder damit an."

„Ich soll nicht wieder damit anfangen? Spinnst du? Ich war noch lange nicht fertig *damit.*"

„Es tut mir leid, Romy, wie oft soll ich dir das noch sagen?"

„So lange, bis ich es verstehe. Wie konntest du dir dein Portemonnaie klauen lassen? Wieso konnten wir das Hotel nicht bezahlen? Warum hast du das nicht vorher getan?"

„Weil ich es immer vor Ort mache. Mensch, Romy, dir ist doch auch schon mal etwas geklaut worden! Vor ein paar Monaten hat jemand dein Handy eingesteckt, als wir essen waren."

„Ja, weil du nicht darauf geachtet hast. Ich werde nie wieder auf dich hören und mein Portemonnaie zu Hause lassen. ‚Du brauchst an diesem Wochenende kein Geld, Schatz, ich übernehme alles.'", äffte ich ihn nach und ärgerte mich dabei mehr über mich selbst als über ihn. Ich hätte mich nicht auf ihn verlassen sollen. In letzter Zeit hatte er mir dazu ohnehin keinen Anlass gegeben.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich wieder und wir orientierten uns an den Schildern, um unser Zimmer zu finden.

„Nach links." Ich ging voraus.

„Ich hatte es wirklich so geplant, Romy."

„Ja, nur leider ist dem Plan das Leben dazwischen gekommen, richtig? Wieder einmal."

„Es tut mir leid. Wie oft willst du das noch hören?"

„Überhaupt nicht mehr. Ich will, dass du dich verdammt nochmal endlich wieder an deine Versprechen hältst." Ich raste vorneweg, als die Tränen hochstiegen. Er sollte sie nicht sehen.

Beim Zimmer angekommen, öffnete ich die Tür, stellte meinen Koffer hinein und verließ den Raum sofort

wieder. Wo war dieser verdammte Speisesaal? Ich las die Schilder im Treppenhaus, als Enno neben mir auftauchte.

„Ganz nach unten."

Er hatte recht und so eilte ich die Treppen hinab. Enno rannte hinter mir her. Doch als wir das Untergeschoss erreichten, standen wir vor einer verschlossenen Tür. Verwirrt las ich auch hier die Schilder.

„Es muss hier sein", bestätigte Enno meine Gedanken.

Dann fiel mir ein Buchstabe auf der Plastikplatte auf. „Wir sind im falschen Treppenhaus."

„Du hast recht. Gehen wir."

Er griff nach meiner Hand, doch ich entzog sie ihm sofort wieder. „Verdammt, Enno, wir verpassen noch das Essen."

„Ist das dein Ernst? Gibst du mir daran jetzt auch die Schuld?"

Es war vielleicht nicht ganz fair, aber es war auch sehr einfach, ihm diesen Missstand ebenfalls in die Schuhe zu schieben. „Ist es meine Schuld, dass wir jetzt nicht in einem kuscheligen Restaurant sitzen und uns von einem höflichen Kellner ein leckeres Essen servieren lassen?"

„Nein, das ist nicht deine Schuld, aber es ist auch nicht meine Schuld, dass dieses Etablissement hier nicht sonderlich viel von Wegführung versteht."

Wir stiegen die Stufen wieder hoch, eilten über den Flur zum nächsten Treppenhaus und schon beim Betreten von diesem wusste ich, dass wir hier richtig waren. Der Gestank des Kantinenessens wehte mir in die Nase und am liebsten hätte ich sofort wieder kehrt gemacht.

Meine Schritte verlangsamten sich.

„Komm schon, Romy, so schlimm wird es nicht sein." Er wollte nach meiner Hand greifen, aber ich zog sie erneut zurück, bevor er sie erreichte.

„Vermutlich nicht, nein. Vermutlich ist es schlimmer." Dennoch ging ich durch die nächste gläserne Tür. Das Buffet befand sich auf der gegenüberliegenden Seite, doch bevor ich darauf zugehen konnte, hielt mich ein in Kochkleidung verpackter Mann auf. „Essen gibt es noch fünfzehn Minuten."

Ich sah auf die Uhr. „Sie meinen 25, oder?"

Er zuckte nur mit den Schultern und ging hinter die Theke, wo er mir Sekunden später ein Stück Fleisch, Bohnen und eine Portion Kartoffeln auftat, die ich auch dann nicht schaffen würde, wenn er uns bis zum nächsten Abendessen Zeit gab.

Ich glaubte nicht daran, dass ich viel davon runterbringen würde, griff mir zwei Brötchen, etwas Käse-Aufschnitt, Butter und Schokoladenaufstrich, sowie ein paar Gurkenscheiben.

„Ich habe uns Besteck besorgt. Und Servietten." Enno sah mich mit einem Blick an, als hätte er damit alle Fehler, die ihm in den vergangenen Monaten unterlaufen waren, wiedergutgemacht.

Ich schüttelte nur den Kopf und ging in den anliegenden Essbereich. Er war fast leer. Die vielen Tische waren nicht nur unbesetzt, die dazugehörigen Stühle waren hochgestellt. Hier zu essen würde in etwa so gemütlich sein wie in einem Klassenraum nach der letzten Stunde an einem Freitagnachmittag.

Eine kleine Gruppe älterer Männer saß an einem Tisch zusammen. Außer ihnen entdeckte ich nur eine Frau, die meinen Blick für einen Moment gefangen nahm. Sie blickte auf ihr Handy, weshalb ich sie unbemerkt mustern konnte. Sie war hübsch. Sehr sogar. Der lange dunkle Zopf fiel ihr über den Rücken und sie wirkte so unschuldig und

lieb, dass ich mich am liebsten zu ihr gesetzt hätte. Vielleicht würde ein Gespräch mit ihr mich auf andere Gedanken bringen.

In dem Moment, in dem sie das Handy zur Seite legte und aufschaute, fragte Enno: „Setzen wir uns hier hin?“ Er deutete auf einen Tisch, der von der jungen Frau weit genug entfernt stand, damit sie unser Gespräch nicht mit anhören können würde. Auch Enno blickte zu ihr. Nahm er ihre Schönheit genauso wahr wie ich?

Wie musste ich neben dieser Frau wirken? Wir hatten sechs statt drei Stunden Autofahrt hinter uns, weil die Straßen stellenweise vereist gewesen waren und wir die Geschwindigkeit hatten drosseln müssen. Danach die Abfuhr im Hotel, unser Streit. Ich trug meine Brille und keine Kontaktlinsen, weil ich mich auf Whirlpools und Saunen eingestellt hatte. Enno mochte die Brille nicht. Sicher sah ich aus, wie ich mich fühlte, was bedeutete, dass ich einen Schönheitswettbewerb mit ihr niemals würde gewinnen können.

„Ich möchte morgen zurückfahren.“ Während ich das sagte, räumte ich die Teller und das Essen von meinem Tablett und lehnte es gut versteckt unter dem Tisch an die Wand.

Enno tat es mir gleich. „Romy, bitte. Tu das nicht. Lass uns die Tage hier genießen. Morgen scheint die Sonne, wir können immer noch am Strand spazieren gehen und eine schöne Zeit miteinander verbringen.“

Ich musterte ihn, versuchte, das Bild zu sehen, das er sich ausmalte, scheiterte jedoch. „Wir werden sehen.“

„Wie ist dein Essen?“

Ich hatte es noch nicht gewagt, etwas davon in meinen Mund zu schieben.

„So gut wie meins?“ Er grinste schief.

„Wahrscheinlich.“ Mir war noch immer nicht nach Scherzen zumute. Ich halbierte eines der Brötchen, hielt inne und sah Enno an, der das Fleisch in Stückchen schnitt, bevor er es in den Mund steckte. Ich brauchte eine Pause. „Ich möchte eine Weile nicht reden.“

Er wirkte bedrückt, überraschte mich dann aber mit seiner Antwort. „Was hältst du davon, wenn du dir die Brötchen vorbereitest und damit auf unser Zimmer gehst? Ich werde mir die nächsten zwei Stunden hier unten und draußen vertreiben und du kannst ein bisschen bei dir ankommen.“

Das klang perfekt. Zu perfekt. Ich musterte ihn argwöhnisch. Sicher war er selbst vollkommen fertig. Warum sollte er darauf verzichten, die Beine hochzulegen und unser sinnloses Gespräch weiterzuführen?

Mein Blick glitt durch den Raum, blieb bei der dunkelhaarigen Frau hängen und ein Gedanke setzte sich in mir fest. Sogleich schüttelte ich ihn wieder ab. Enno würde nicht so dreist sein und eine andere ebenfalls hierherlocken.

„Also, gut.“ Ich schmierte Butter auf die Brötchenhälften, zerteilte das Zweite und wiederholte den Vorgang.

„Hier, nimm meins auch. Ich kümmere mich um dein Essen.“

Nachdem ich die drei Brötchen fertig belegt hatte, wickelte ich sie in ein paar Servietten, steckte mir zwei Gurkenscheiben in den Mund und stand auf.

„Lass uns nachher reden, okay?“ Enno sah mich hoffnungsvoll an. Wollte er tatsächlich nur, dass es mir besser ging?

„Vielleicht, ja.“ Ich zögerte, beugte mich dann aber zu ihm, um ihn auf die Wange zu küssen. Sein Duft stieg mir

in die Nase und für einen Moment vergaß ich, warum ich mich davon nicht mehr einhüllen ließ. „Bis später, Enno."

„Bis später." Er lächelte liebevoll und ich ging. An der Tür drehte ich mich noch einmal zu ihm, aber er hatte den Blick abgewandt. In *ihre* Richtung.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »JOEY. Du bist mein« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

THEA WILK

ROMY

er war mein.



THRILLER

aby

ROMY. Er war mein.

Leseprobe

THEA WiLK

Eins

ROMY

Zwölf Stunden zuvor

Eine Hand nach der anderen schüttelte die meine. Manche Arme umschlossen mich. Aus jedem Mund gelangten geflüsterte Worte an mein Ohr. Ich schob sie von mir. Jede Berührung, jede Aufmerksamkeit. Alles. Ich wollte sie nicht hören und nicht spüren. Ich wollte die Blicke nicht ertragen müssen, die doch nichts ändern konnten. Sie würden die vergangenen Monate nicht ungeschehen machen. Sie würden dem Leben keinen neuen Sinn geben.

Doch dann tauchte ein Gesicht vor mir auf, das mein Herz schneller schlagen ließ. Es überhaupt wieder schlagen ließ.

„Es tut mir so leid, Romy." Regentropfen glitzerten auf ihrem Kopf. Ihre Haare saugten sie auf und ließen sie dann wieder frei, sodass sie die Haut an Joeys

Gesicht hinunterrannen. Sie stand unschlüssig vor mir, umschloss weder meine Hand noch meinen Körper mit einer tröstenden Geste.

Sie war die Letzte in der Reihe der Trauernden, die mir ihr Beileid aussprechen wollten. Über fünfzig Menschen waren gekommen, um sich von meiner Mutter zu verabschieden. Kollegen, ehemalige Patienten, Eltern, Mitarbeiter. Sie hatte viele Leben berührt und hätte das Wetter sich nicht dazu entschieden, mein Seelenleben widerzuspiegeln, hätten sicher noch mehr Menschen an der Beisetzung teilgenommen.

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, nickte zaghaft und wollte mich abwenden, um den anderen zu folgen. Meine Mutter hatte sich gewünscht, dass sich ihre Vertrauten in ihrem Lieblingscafé, dem Chapleene, zusammenfanden. Sie hatte selbst mit der Besitzerin besprochen, welche Musik gespielt werden, welcher Kuchen angeboten und wie die Tische dekoriert werden sollten. Ich hatte kaum etwas zu tun gehabt. Sie hatte sich um alle Dinge selbst gekümmert, die hatten organisiert werden müssen.

Ich hätte ihr dankbar dafür sein sollen, doch ich war es nicht. Wenn ich mich um all die Aufgaben hätte kümmern müssen, wäre mir keine Zeit geblieben,

noch tiefer in dieses alte Loch zu fallen, aus dem ich so mühselig heraus- und in den vergangenen Monaten wieder hineingeklettert war. Auch wenn ich es geschafft hatte, vor ihr zu verbergen, wie es mir wirklich ging. Ich hatte nie getrunken, wenn ich bei ihr war. Ich hatte wieder einen Job als Immobilienmaklerin angenommen, damit sie sich keine Sorgen um meine finanzielle Situation machte. Ich hatte den Kontakt zu Joey abgebrochen, weil meine Mutter sich auch deswegen Sorgen gemacht hatte.

Und jetzt stand sie vor mir. Joey. Am Grab meiner Mutter.

Es mussten Minuten vergangen sein, ohne dass eine von uns etwas sagte. Die Nässe kroch durch meine Jacke, meine Kapuze war längst durchweicht.

Ich wollte weg hier, doch ich wusste nicht, wohin. Der Gedanke, den anderen zu folgen, löste Angst in mir aus. Ich wollte nicht an ihren Gesprächen teilhaben. Ich wollte nicht noch mehr lieb gemeinte Worte hören, die sich doch in dem Unvermögen zu Sätzen formten, dass niemand wusste, was man in einer Situation wie dieser sagen sollte.

Joey schien es zu wissen. „Brauchst du jemanden, der dich von denen da abschottet?“ Sie zeigte nach vorn

zu der Traube an Menschen, die sich mehr und mehr auflöste. Sie alle wussten, wo wir uns treffen würden.

„Am liebsten würde ich nicht hingehen."

„Dann tu es nicht."

Ich sah sie verständnislos an. „Ich soll nicht auf die Trauerfeier für meine eigene Mutter gehen?" Es war nicht so, dass ich nicht darüber nachgedacht hatte. Doch die Option erschien mir ausgeschlossen. In ein paar Jahren würde ich auch das bereuen. Wie so viele andere Dinge.

„Dann bleib nur kurz. Du könntest plötzlich krank werden und nach zehn Minuten abhauen." Sie grinste schief. Nur für eine Sekunde, doch es erinnerte mich daran, wie wir uns kennengelernt hatten.

Ich schluckte. „Ja, vielleicht."

Wieder schwiegen wir, bis sie sagte: „Also gut. Ich werde dann gehen. Ich dachte nur, ich komme vorbei und sehe, ob du etwas brauchst." Sie musterte mich. „Ich weiß, du brauchst eine ganze Menge, aber gibt es etwas, womit ich dir helfen kann?"

Sicher erwartete sie, dass ich den Kopf schüttelte, doch stattdessen nickte ich. „Du könntest mitkommen."

Für einen Moment leuchteten ihre Augen auf.

„Falls ich wirklich vortäusche, dass es mir nicht gut geht, könntest du vortäuschen, dich um mich zu kümmern."

„Ich glaube, das mit dem Vortäuschen ist nicht notwendig. Es geht dir nicht gut und ich kümmere mich sehr gern um dich. Das weißt du."

Ja, das wusste ich. Auch wenn ich Joey nach der Diagnose meiner Mutter aus meinem Leben ausgeschlossen hatte, hatte sie immer wieder nachgefragt, wie es ihr ging und ob sie irgendetwas tun könnte. Wenn ich mir einen schwachen Moment erlaubt hatte, zu viel getrunken hatte und allein gewesen war, hatte ich geantwortet. Manchmal hatten wir telefoniert, manchmal Sprachnachrichten ausgetauscht. Doch zu mehr war es nie gekommen, besonders auch wegen der Sorgen meiner Mutter. Drei Monate lang hatte ich Joey nicht gesehen und jetzt stand sie vor mir.

„Okay." Ich wandte mich ab, sah dann aber ein letztes Mal zurück. Bisher hatte ich die Fassung gewahrt. Ich wusste nicht, was diesem letzten Schritt der Odyssee der vergangenen Wochen noch folgen sollte. Es war nichts mehr da. Alle Tränen waren geweint. Die Wut verpufft. Ich hatte das große Glück

gehabt, mich von meiner Mutter verabschieden zu dürfen, über all die Dinge mit ihr reden zu können, die ungesagt geblieben wären, wäre sie auf andere Art und Weise, wäre sie plötzlich gestorben. Aber es änderte nichts am Resultat.

„Komm." Joeys Stimme war sanft. Sie hielt mir ihren Arm hin, damit ich mich unterhaken konnte.

Nach ein paar Sekunden tat ich es. Als wir den Weg, der uns zurück zur Kapelle und zum Ausgang führen würde, erreicht hatten, eilte uns ein Mann mit einem großen schwarzen Regenschirm entgegen. Er war in unserem Alter. Matti. Ein Freund von Enno, sein bester. Früher einmal. Seine Schwester hatte vor ein paar Jahren mit uns zusammengearbeitet. Auch er hatte mir sein Beileid ausgedrückt und war dann weitergegangen.

„Darf ich euch trocken zum Auto führen?" Er lächelte zaghaft.

„Ich bin mit dem Bus hier", erwiderte Joey.

„Dann fahre ich euch."

Ich schüttelte den Kopf. „Das ist nicht nötig. Wir nehmen mein Auto." Dann deutete ich nach oben zu dem Schirm. Er war so groß, dass wir zu dritt darunter Platz hatten. Das Dach, das er bildete, mit

dem er uns vom Regen abgrenzte, erzeugte einen Raum, die Wände flossen an den Seiten herunter. „Danke.“ Sein Aftershave vermischte sich mit dem Duft meines Parfüms. Seine Wärme schob die ungewöhnliche Kälte des Junimorgens zur Seite.

Schweigend liefen wir langsam den Weg entlang. Meine Füße traten unsicher in den Matsch und ich klammerte mich an Joey, die eine Hand auf meine legte. Als wir den Platz vor der Kapelle erreichten, auf den vor einer Stunde noch die Sonne geschienen hatte, hatte sich die Gruppe der anderen Trauernden aufgelöst. Wir liefen weiter zur Straße und ich führte Matti und Joey zu meinem Auto. Es war derselbe Wagen, mit dem Enno und ich vor über einem Jahr ans Meer gefahren waren.

Ich hatte darüber nachgedacht, ihn zu verkaufen, mich aber dagegen entschieden. Ja, er erinnerte mich daran, was damals geschehen war, aber ich wollte meine Entscheidungen nicht nur noch nach diesem Moment in meinem Leben ausrichten. Ich wollte nicht, dass ein paar Tage bestimmten, wie der Rest meines Lebens ablief. Deshalb hatte ich ihn behalten. Deshalb war ich nicht aus Ennos und meiner Wohnung ausgezogen. Und deshalb war ich vor zwei Monaten noch einmal in die Jugendherberge

gefahren. Ich war durch die Ruine gelaufen, ich hatte das Hotelzimmer gebucht. Ich war noch einmal durch die Hölle gegangen, damit sie ihren Schrecken verlor.

„Möchtest du, dass ich fahre?“ Joeys Stimme zog mich aus der Erinnerung in die neue Tristesse meines Lebens, die der Hölle eines voraushatte. Ich wusste, dass sie zum Leben dazugehörte, dass jeder sie durchlebte. Mit ihr war ich nicht allein, auch wenn es niemanden gab, mit dem meine Mutter so verbunden gewesen war wie mit mir. So traurig es war. Sie hatte ihr Leben mir und den Kindern gewidmet, die in ihre Praxis gekommen waren.

„Nein, ich bekomme das schon hin.“

Sie näherte sich mir, bis ihre Lippen an meinem Ohr lagen. „Lass mich fahren. Dann sehen die Leute sofort, dass es dir nicht gut geht.“

„Als könnte ich das verbergen.“ Ich lachte nervös auf und sah zu Matti.

Er lächelte mitfühlend und zog dann aus der Jackentasche eine kleine, flache Edelstahlflasche hervor. „Wenn deine Freundin fährt, könnten wir damit deine Nerven etwas beruhigen.“

Noch vor etwas mehr als einem Jahr hätte ich diese Methodik mit einem Naserümpfen abgewiesen, aber

inzwischen hatte ich gelernt, dass Alkohol mein Freund sein konnte.

„Meintest du nicht, dass du auch mit dem Auto hier bist?“ Joeys Misstrauen war deutlich zu spüren.

„Ich könnte es stehen lassen und später holen.“

„Wer ist dieser Typ, Romy?“ Es war nicht das erste Mal, dass Joeys Beschützerinstinkt ansprang. Es war etwas, das mich verwirrte, womit ich noch immer nicht umgehen konnte. Etwas, das zu so vielen anderen Dingen nicht passte.

Matti antwortete für mich. „Ich bin Matti. Ich war mit Romys … ich bin ein Freund von Enno.“

Joey legte die Stirn in Falten. „Und das soll für dich sprechen?“

„Joey, lass gut sein. Matti wusste nicht, dass Enno dich gestalkt hat. Wir haben darüber gesprochen.“ Die Worte kamen viel zu leicht über meine Lippen. Nicht im Ansatz drückten sie aus, was hinter ihnen stand. Und das war gut so.

Sie nickte zögerlich und nahm dann den Autoschlüssel entgegen. Ich griff nach Mattis Flasche, die er mir aufgeschraubt hinhielt, und trank einen großen Schluck. Als ich heute Morgen aufgewacht war, hatte etwas in mir gedrängt, die Flasche vom

Vorabend zu leeren und meine Sinne zu benebeln, um diesen Tag einfach nur hinter mich zu bringen. Aber das hatte meine Mutter nicht verdient. Sie hatte es verdient, dass ich heute stark war, dass ich ihr die Liebe entgegenbrachte, mit der sie meine Welt aufgebaut und gefüllt hatte.

Meine Gesichtsmuskulatur zog sich zusammen und ich sah zu Matti. „Was ist das?“

Joey blickte ihn alarmiert an und ich schluckte. Mit einer schnellen Bewegung riss sie mir die Flasche aus der Hand und schnüffelte an der Öffnung. Dann verzog auch sie das Gesicht. „Whisky.“

Ich lachte angewidert auf. „Aber kein besonders guter.“

Matti hob die Augenbrauen, stimmte dann aber in die leichtere Stimmung ein. „Solange es ein Lächeln auf dein Gesicht zaubert.“

Mein Lachen erstarb. „Wir sollten losfahren.“ Ich führte die Flasche ein weiteres Mal zum Mund, hielt mir dieses Mal beim Trinken aber die Nase zu und schloss die Augen. Dann gab ich sie Matti zurück, der Enno so ähnlich sah, als wäre er sein Bruder. Sein Blick war forschend auf mich gerichtet. Ich ging um das Auto herum. Hier am Fußgängerweg befand sich

die Fahrertür, weil mein Auto in einer Einbahnstraße stand. Ich wollte nicht hinten sitzen.

Auch Joey stieg ins Auto und ein paar Sekunden lang saßen wir allein darin. Wieder flüsterte sie: „Bist du sicher, dass wir ihm vertrauen können?“

Ich sah sie mit erhobenen Augenbrauen an. „Vertrauen? Einem Mann? Wohl kaum.“

„Warum nehmen wir ihn dann mit?“

Ich zuckte mit den Schultern und grinste sie schräg an. „No risk, no fun.“

„Das ist nicht witzig.“

Nein, das war es nicht.

„Was ist, wenn in der Flasche irgendein Zeug war?“

Ich schluckte, presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf.

„Du kannst dir nicht sicher sein.“

Die Tür des Fonds auf der Fahrerseite öffnete sich und Matti stieg in den Wagen. „Sorry, ich musste noch eine Nachricht beantworten.“

Joey wandte sich zu ihm. „Matti, warum bist du auf der Beerdigung von Romys Mutter?“

„Ich war als Kind bei ihr Patient. Und als Romy und

Enno noch …“ Er zögerte und sah mit entschuldigendem Blick zu mir. „Na ja, früher war ich hin und wieder bei ihr zum Essen mit Romy und …“ Er nannte den anderen Namen nicht noch einmal.

Joey musterte ihn, vielleicht suchte sie sein Gesicht nach Anzeichen dafür ab, dass er log. Irgendwann wandte sie den Kopf ab. Sie schien nichts gefunden zu haben, startete den Motor und fuhr aus der Parklücke.

Zwei

JOEY

Die gesamte Zeit über beobachtete ich Matti im Rückspiegel. Er wirkte nicht wie jemand, der eine Straftat plante. Nicht wie Oscar. Aber auch nicht wie Enno. Matti schien selbstbewusst und arglos.

„Joey, die Ampel ist rot.“ Romy sprach entspannt.

Ich richtete den Blick wieder nach vorne und bremste ab. Dann wandte ich den Blick zu ihr.

„Hör auf damit.“ Sie hob die Augenbrauen.

„Ist ja schon gut.“

„Hey, ich kann verstehen, dass du misstrauisch bist. Nach eurer Geschichte würde ich auch jeden Typen

schief ansehen, der sich mir auf zehn Meter nähert.“ Matti hatte sich nach vorne gebeugt. Seine tiefe Stimme erfüllte den kleinen Raum. „Ich kann laufen, wenn dir das lieber ist.“

Ich schluckte, war froh über die langen Ärmel meiner Jacke, weil sie meine Gänsehaut verstecken. Warum sie aufgetaucht war, wusste ich nicht. „Nein, das ist nicht notwendig.“

„Soll ich meine Taschen leeren?“

„Was soll das bringen? Ich nehme an, Enno trug auch kein Messer bei sich.“

Wir hielten den Blick des anderen fest. Matti erwiderte nichts, aber ich las in seinem Blick all die Fragen, die ihn noch immer beschäftigten. Irgendwann schüttelte er den Kopf. „Nein, Enno war nicht der Typ, der ein Messer bei sich trug.“

Ein Hupsignal erklang und Romy sagte: „Vielleicht solltest du weiterfahren. Die Ampel ist grün.“

Nur langsam wandte ich den Kopf nach vorne. Das andere Auto überholte mich mit quietschenden Reifen, hupte noch einmal und raste dann davon. Ich gab langsam Gas, fuhr unter dem gelben Licht der Ampel hindurch und schaffte es, meinen Blick auf die Straße gerichtet zu halten, bis wir das Chapleenes

erreichten.

Hatte Matti wissen können, dass ich auf der Beerdigung sein würde? Nicht einmal Romy hatte es sicher gewusst. Sie hatte mir vor zwei Tagen geschrieben, dass ihre Mutter gestorben war und heute beerdigt werden würde. Ich hatte ihr nicht erzählt, dass ich herkommen würde. Hatte sie darauf gehofft? Hatte sie einen GPS-Sender in meiner Schuhsohle versteckt oder mein Handy gehackt? Diese Gedanken waren nicht neu. Ich glaubte nicht, dass Romy ihre Zweifel komplett aufgegeben hatte. Auch wenn wir nicht wieder darüber gesprochen hatten, spürte ich, dass sie mir nicht vertraute. Wollte sie jetzt herausfinden, ob ihre Angst begründet war?

Hatte sie sich dafür einen von Ennos Kumpels geholt? Oder … Ich wandte mich wieder nach hinten. Matti löste den Gurt und war im Begriff, die Tür zu öffnen. „Sag, Matti, woher kanntet du und Enno euch eigentlich?“

„Wir sind zusammen zur Schule gegangen. Seit der ersten Klasse.“

„Dann wart ihr die besten Freunde?“ Das war unmöglich, denn er und Enno hatten sich in den sechs Monaten, in denen ich Enno mein Leben geschenkt hatte, nie gesehen. Kein einziges Mal

hatten sie einander geschrieben oder telefoniert.

Er nickte und jeder meiner Muskeln spannte sich an. „Wir waren lange richtig gute Freunde." Er warf einen flüchtigen Blick zu Romy, den ich nicht einordnen konnte. „Aber vor ungefähr dreieinhalb Jahren hat sich das geändert."

„Enno hat mir nie erzählt, warum." Auch in Romys Stimme lag nun Argwohn. Endlich.

Matti schwieg.

„Sag du es uns." Mein Befehlston löste nur ein Kopfschütteln bei ihm aus und ich setzte hinzu: „Normalerweise gehen Männerfreundschaften nicht auseinander, es sei denn, ihr habt euch über Geld oder Frauen gestritten."

Er presste die Lippen aufeinander. Ich hatte ins Schwarze getroffen.

„Was ist passiert, Matti?" Romy klang gehetzt, bekam aber keine Antwort, weil jemand an die Scheibe des Autos klopfte. Eine der Trauergäste. Eine ältere Frau lächelte durch die beschlagene Scheibe.

Ich hob den Zeigefinger und richtete ihn auf Matti. „Du kommst nicht um die Antwort herum."

Mit festem Blick nickte er. „Vielleicht ist es wirklich

Zeit, dass Romy die Wahrheit erfährt.“

Die Tür wurde geöffnet. „Romy, mein Schatz, wir warten auf dich.“ Die ältere Frau warf einen Blick in das Auto. „Oh, hallo Matti. Nun kommt schon rein.“ Sie strich Romy liebevoll über den Arm. „Dann hast du es bald hinter dir.“

„Wir kommen gleich, Trudi.“

Als die Frau wieder gegangen war, wandte Romy sich zu mir. „Sie hat lange als Sprechstundenhilfe bei meiner Mutter gearbeitet. Wir sollten reingehen.“ Doch sie löste ihren Gurt nicht. Trudis Auftritt hatte Romy zurück in die Gegenwart gebracht. Weg von dem in ihren Augen kriminellen Enno, hin zu ihrer toten Mutter. Sie war in ihren Sitz gesunken und starrte bewegungslos auf die Scheibe. „Ich kann das nicht.“

Ich löste ihren Gurt und legte meine Hand auf ihren Oberschenkel. „Doch, Romy, du schaffst das. Ich …“ Ich zögerte und wandte meinen Blick zu Matti. Ich würde ihn im Auge behalten und nicht um seine Antwort herumkommen lassen. „Wir sind an deiner Seite. Und wenn du abhauen willst, erfinden wir die wildesten Geschichten, damit du da rauskommst.“

Matti stimmte mir zu. „Das Schlimmste hast du hinter

dir. Wir schirmen dich gegen die anderen ab. Versprochen.“ Auch seine Hand hatte sich beruhigend auf Romys Körper gelegt und strich nun über ihren Unterarm.

Romys Blick glitt von meiner Hand zu Mattis und mit einer schnellen Bewegung drehte sie sich zur Tür und stieg aus dem Auto. Ich sah zu Matti, der mit einem Schulterzucken seine eigene Tür öffnete und das Auto verließ. Ich folgte den beiden, verriegelte den Wagen und zog die Jacke fester um meine Rippen. Warum war es im Juni so kalt?

Die nächste Stunde verbrachten wir auf der Trauerfeier. Romy verwandelte sich in die selbstbewusste Arzttochter, die ich in der Jugendherberge kennengelernt hatte. Sie unterhielt sich professionell mit den Kolleginnen ihrer Mutter und wann immer ich in Hörweite war, hörte ich, wie sie sich für freundlich gemeinte Worte bedankte oder den Aussagen ihres Gegenübers zustimmte. Von außen betrachtet wirkte sie, als würde sie verdammt gut mit der Sache klarkommen. Aber so war es nicht. Die gesamte Zeit über hielt sie ein mit Wein gefülltes Glas in der Hand. Zwar hatte sich das Zittern, mit dem sie dieses anfangs von einer Bedienung entgegengenommen hatte, durch den Alkohol

beruhigen lassen, aber wenn sie sich unbeobachtet fühlte, erkannte ich die immer stärker werdende Panik in ihrem Blick.

„Wir sollten sie hier rausbringen." Matti hatte sich zu mir gestellt, einen Kaffee in der Hand.

Ich selbst trank Wasser. „Du siehst es auch, oder?"

„Ja, und ich vermute, dass wir bald nicht mehr die Einzigen sein werden." Er blickte zu Romy, die sich zu einem Mann gesetzt hatte, der ihr etwas auf seinem Telefon zeigte. „Wie viel hat sie getrunken?"

„Neben den drei Schlucken aus deinem Mitbringsel waren es drei gut gefüllte Gläser Wein, ein Champagner und …" In diesem Moment leerte Romy ihr Glas erneut. „… und noch ein weiteres Glas Wein."

„Macht sie das öfter?" Matti klang so erstaunt, dass ich meinen Blick von Romy ab und zu ihm wandte. Er wirkte besorgt. Ich sah die gleiche Sorge auf seinem Gesicht, die ich in mir spürte.

„Nicht, dass ich wüsste." Langsam drehte ich den Kopf wieder zu Romy. Ich hatte widerstanden und mich nicht in ihre Accounts eingeloggt, sie nur selten beobachtet. Zum Teil hatte ich aus der Sorge heraus gehandelt, sie könnte genau auf so etwas warten und

mich in eine Falle laufen lassen. Zum anderen konnte ich es nicht. In den vergangenen Monaten hatte sich ihr Leben um ihre Mutter gedreht. Es war mir falsch erschienen, in dieser Situation in ihre Privatsphäre zu dringen, wo sie mich doch daraus entfernt hatte. Aber vielleicht war das ein Fehler gewesen. Ihre Mutter hatte nicht mehr auf sie aufpassen können. Und wenn ich mir Romy so ansah, konnte sie es auch nicht.

„Diese Menge in einer Stunde …“ Er beendete den Satz nicht, doch ich wusste auch so, was er sagen wollte. Niemand, der nicht an Alkohol gewöhnt war, stand nach einer Flasche Wein und dem restlichen Zeug, das sie in sich geschüttet hatte, noch gerade.

Ich stieß mich von dem Tresen ab, an dem ich gelehnt hatte. „Nein. Und es ist offensichtlich, warum sie es tut.“ Zumindest war es das für mich. Und wenn ich ganz tief grub, musste ich einsehen, dass es meine Schuld war. Doch ich wischte diesen Gedanken von mir. So, wie ich es immer tat. „Ich bringe sie jetzt nach Hause.“ Obwohl ich am liebsten gerannt wäre, schritt ich langsam zu dem Tisch, wartete, bis der Mann sein Telefon wieder eingesteckt und seinen Satz beendet hatte.

„Es war eine schöne Zeit. Ich dachte, dass es dir guttut, deine Mutter noch einmal so glücklich zu

sehen.“ Bevor er die Displaysperre aktiviert hatte, hatte ich einen Blick auf ein Foto von Romys jüngerer Mutter werfen können, das zeigte, wie sie zusammen mit drei anderen Erwachsenen und zwei afrikanischen Mädchen lachend an einem Tisch saß und etwas aus einer Schale aß.

Der Mann, der mit deutlich weniger grauen Haaren auch auf dem Foto gewesen war, sah zu mir auf und lächelte freundlich. Romys Blick traf mich jetzt ebenfalls. Das erste Mal, seit wir das Café betreten hatten, sah sie mich wirklich an und bestätigte meine Vermutung. Sie musste hier raus.

„Romy, wie geht es dir?“ Ich legte eine Hand auf ihre Schulter und glitt auf den Stuhl neben ihr. Der Mann saß uns gegenüber und ich drehte den Kopf in seine Richtung, um flüsternd zu sagen: „Sie fühlt sich schon seit gestern Abend nicht wohl und ich fürchte, das alles ist zu viel für sie.“ Er wirkte wie jemand, dem ich vertrauen konnte. Außerdem war er offenbar Arzt und würde meine Worte hoffentlich ernst nehmen.

Er tat es, musterte Romy genauer und eine Falte legte sich auf seine Stirn, als sein Blick auf das leere Glas und wieder zurück auf ihr fahles Gesicht fiel. „Würden Sie sie nach Hause bringen?“

Romy erwiderte nichts. Doch die Fassade, die sie um

sich herum errichtet hatte, bröckelte.

Ich nickte dem Mann dankbar zu.

„Ich kümmere mich um die Trauergäste."

„Sie können gern bleiben. Ich will niemandem die Gelegenheit nehmen, sich von meiner Mutter zu verabschieden." Sie deutete zum Tresen. „Ella weiß Bescheid. Das Café öffnet erst für den regulären Betrieb, wenn alle weg sind."

Er legte eine Hand auf ihren Arm, den Daumen unterhalb des Handgelenks. „Brauchst du etwas?"

Romy sah von ihm zu mir und zurück, schüttelte den Kopf und erwiderte: „Nein."

Ich wusste, warum sie nichts brauchte. Weil es nichts gab, was ihr helfen konnte. Weil es nichts gab, das half. Wir konnten ihr einzig Gelegenheit geben, ihren Schmerz nicht auch noch verstecken zu müssen.

„Wenn du etwas brauchst, melde dich bei mir, ja? Meine Telefonnummer hast du?"

Romy schüttelte den Kopf und der Mann zog eine Visitenkarte aus der Innentasche seines Jacketts, das er über die freie Stuhllehne gehängt hatte. Ordentlich, so, dass es keine Falten verursachte.

„Danke." Ich steckte die Karte ein.

„Ich fahre euch.“ Matti war zu uns an den Tisch getreten, entweder hatte er gelauscht oder die Situation von Weitem richtig erkannt.

„Das ist nicht notwendig.“ Ich half Romy beim Aufstehen und führte sie, nachdem wir uns von dem noch immer besorgt dreinblickenden Mann verabschiedet hatten, zu dem Kleiderständer, an den wir unsere Jacken gehängt hatten.

Matti folgte uns.

„Doch, es ist notwendig.“ Romy klang plötzlich wach und überhaupt nicht so, als hätte sie sich betrunken. „Er wollte mir noch etwas erzählen.“ Sie schlüpfte in ihre Jacke, die Matti ihr wie ein echter Gentleman hinhielt. Ich hasste ihn. „Aber du kannst nach Hause fahren.“ Es klang nicht wie ein Vorschlag.

Ich zog meine eigene Jacke an, wartete mit meiner Antwort aber, bis wir nach draußen getreten waren. Die Sonne hatte die Wolken vertrieben und heizte meinen feuchten Parka in Sekunden so sehr auf, dass ich ihn wieder auszog. „Wenn du glaubst, dass ich dich mit diesem Typen allein lasse, kennst du mich sehr schlecht.“ Die leichte Panik in meiner Stimme überraschte mich selbst. Ich konnte nicht genau bestimmen, woher sie rührte. Hatte ich Angst um Romy? Oder hatte ich nur Angst, dass Matti ein

engerer Vertrauter für sie sein könnte als ich? Das wäre nicht schwer, denn Romy vertraute mir nicht. So wenig, wie ich ihr vertraute. Und dennoch hatten wir diese gemeinsame Basis, die keiner von uns je mit einem anderen Menschen würde aufbauen können. Ich entspannte mich etwas. Doch dann überwog die Sorge, Matti könnte ihr etwas antun. Und die Neugier auf das, was er zu erzählen hatte. „Ich werde mitkommen“, festigte ich meine vorherige Aussage deshalb.

Romy leistete keinen Widerstand und auch Matti schien nichts dagegen zu haben. Das beruhigte mich, denn es bedeutete, dass die beiden höchstwahrscheinlich nichts miteinander hatten, das ich verpasst hatte. Ich würde Romy nicht länger so viel Freiraum lassen. Sie konnte damit nicht umgehen.

Wieder fuhr ich. Ich lenkte den Wagen zu der Wohnung, in der Romy und Enno gelebt hatten. Bis Romys Mutter krank geworden war und Romy den Kontakt zu mir fast vollständig abgebrochen hatte, war ich häufig hier gewesen. Wir waren Freundinnen geworden, zumindest soweit das in unserer Situation möglich gewesen war. Ich hatte alles getan, damit diese Freundschaft gewachsen war und sich vertieft

hatte, und ich wäre auch zu mehr bereit gewesen. Ich liebte Romy und deshalb wusste ich, dass sie Zeit brauchte. Gleichzeitig würde ich alles für sie tun.

Matti saß wieder hinten und hin und wieder trafen sich unsere Blicke im Rückspiegel. Ich konnte seinen nicht deuten und vielleicht ging es ihm mit meinem genauso.

„Da vorne ist etwas frei." Romy lenkte meine Aufmerksamkeit zurück auf die Straße und ich führte den Wagen in die von ihr angedeutete Richtung.

„Holen wir uns etwas zu essen?" Auch diese Frage kam von Romy.

Ich schaltete die Zündung aus und sah sie überrascht an. „Du willst etwas essen?"

„Wenn ich das nicht tue, wird mich der Alkohol in seinen tiefsten Abgrund reißen." Sie grinste schräg.

Mir war nicht nach lächeln zumute. „Wie oft machst du das?"

Sie hob die Augenbrauen, weil ich eine Grenze überschritten hatte. Man fragte andere Menschen nicht nach ihren Trinkgewohnheiten, dabei kippten die meisten viel zu oft viel zu viel von diesem Scheiß in ihren Körper. Ich dachte daran, wie ich mit Enno und Oscar dieses sinnlose Trinkspiel gespielt hatte.

Ja, dadurch hatten wir den Prozess, dass Enno und ich im Bett landeten, beschleunigt. Aber was wäre geschehen, wenn wir nichts forciert hätten? Würde er dann heute noch leben? Würde Romy mich dann nur deshalb hassen, weil ich ihr den Freund ausgespannt hatte, und nicht, weil sie glaubte, dass er wegen mir gestorben war?

Sie hatte nicht geantwortet und Matti stützte meine Frage: „Romy, wir wollen dir nicht zu nahe treten."

„Das tut ihr aber."

Ich erwachte aus meiner Erinnerung. „Es geht dir nicht gut. Es ist verständlich, dass du einen Weg suchst, um dich besser zu fühlen."

„Das ist nicht … ich trinke nicht …"

Ich griff nach ihren Händen. „Doch, das tust du. Jemand, der nie trinkt, steckt in deiner Situation nicht diese Menge an Alkohol weg."

„Ich habe gut gefrühstückt. Verdammt, Joey. Lass mich in Ruhe." Sie funkelte mich an und aus Angst, sie würde mich jeden Moment nach Hause schicken, schluckte ich meine restlichen Worte hinunter und sagte stattdessen: „Also gut. Ich vertraue dir." Ich nickte zur Bestätigung. „Lass uns jetzt hochgehen." Mit diesen Worten löste ich meinen Gurt und stieg

aus dem Auto. Die anderen beiden folgten mir.

Drei

ROMY

Wollt ihr Tee oder Kaffee?“ Joey zog die Schuhe von den Füßen und hängte ihren Parka an meine Garderobe, als wäre sie hier zu Hause. Ich beobachtete sie mit Argwohn. Ja, sie war nicht zum ersten Mal hier, aber trotzdem konnte sie sich wie ein Gast und nicht wie die Gastgeberin verhalten, oder?

„Ich nehme einen Kaffee, wenn das keine Umstände macht.“

Ich wollte nichts von beidem. Mein Alkoholspiegel hatte sich durch den Schlag ins Gesicht, den Joey mir im Auto verpasst hatte, so weit reduziert, dass ich viel zu klar dachte. Und ich war nicht sicher, dass ich das in den nächsten Minuten tun wollte. Dennoch, wenn ich jetzt Alkohol trank, würde das das Thema wieder auf mich lenken und ich wollte, dass Matti seine Geschichte erzählte. „Ich mache uns allen einen Kaffee.“ In der Hoffnung, dadurch wieder die Kontrolle übernommen zu haben, zog ich mich selbst aus und ging in die Küche.

„Ich helfe dir.“ Joey kam mir hinterher und als sie

neben mir an der Spüle stand, wo ich mir die Hände wusch, flüsterte ich: „Solltest du nicht lieber deinen Verdächtigen im Blick behalten?“ Es war nur zum Teil Zynismus, der aus mir sprach. Ich hatte weitere Gründe, sie zu ihm zu schicken. Um mich zu beruhigen, nahm ich den Wasserkocher und hielt ihn unter den Wasserhahn.

Sie betrachtete mich. „Warum hast du so viel getrunken?“ Dann nahm sie einen Apfel aus dem Korb mit dem Obst, den ich noch immer füllte, weil ich es meiner Mutter versprochen hatte. Sie griff nach einem Messer, das eigentlich zu groß war, um ihn zu schneiden. Es war ein altes Messer. Ein Stück von dem Plastik, mit dem der Griff überzogen war, fehlte.

Am liebsten hätte ich es ihr aus der Hand genommen, doch ich atmete nur genervt durch. „Ich habe es überhaupt nicht mitbekommen. Die vielen Leute. Meine Mutter. Du. Matti. Das alles hat an mir gezogen. Ich habe mich nicht darauf konzentriert, was ich trinke.“ Ich war überrascht, wie gut mir selbst diese Erklärung gefiel. Erleichterung breitete sich in mir aus. Ja, natürlich, das war der Grund gewesen. Ich hatte den Alkohol nicht gebraucht, ich hatte schlichtweg nicht darauf geachtet, wie viel ich trank.

Sie musterte mich noch für einen Moment. „Okay, ich glaube dir.“ Unruhe schwang in ihren Worten mit. „Und jetzt sehe ich nach, was Matti macht.“

„Ich war nur auf dem Klo.“

Wir schraken beide beim Klang seiner Stimme zusammen. Mein Herzschlag beschleunigte sich, der Wasserkocher fiel mir aus der Hand und mit einem Scheppern in die Spüle. Dann sah ich zu Matti.

„Es tut mir leid. Ich wollte euch nicht erschrecken.“

„Hast du aber.“ Joey funkelte ihn an und trat mit geballten Fäusten auf ihn zu. Wenigstens hatte sie das Messer wieder zur Seite gelegt.

Dieses Bild war so lächerlich, dass ich nicht anders konnte. Ich lachte laut auf und als die anderen beiden mich verständnislos ansahen, wurde daraus ein kurzer, aber befreiender Lachanfall. Matti war der liebste Kerl, den ich kannte. Außerdem war er fast zwei Meter groß und Joey würde keine Chance gegen ihn haben. Dieser Gedanke war es, der meinen Lachanfall beendete. Dennoch fühlte ich mich besser.

„Gib das Ding her.“ Joey war zu mir zurückgekommen und nahm den Wasserkocher in die Hand. Dann sah sie mich stirnrunzelnd an. „Ich dachte, wir trinken Kaffee.“

Ich zuckte mit den Schultern. „Ich habe es mir anders überlegt.“ Mit diesen Worten öffnete ich einen Schrank und nahm eine Kanne heraus. Vielleicht konnte ich auf diese Weise klarmachen, dass dies meine Wohnung war. Ich wollte keinen Kaffee. Aber auch auf Alkohol hatte ich keine Lust mehr. Je klarer mein Verstand bei Mattis Erklärung war, umso besser. Sie war es gewesen, die mich während der Trauerfeier beschäftigt hatte. Ja, vielleicht hatte mein Gehirn mich auf diese Weise abgelenkt, mir die Gelegenheit gegeben, mich aus der Situation zu befreien. Doch warum hätte ich sie voll bewusst erleben sollen? Ich hätte die Trauerfeier nicht gebraucht. Meine Mutter und ich hatten jeden Moment genutzt, um Abschied zu nehmen.

Und vielleicht war das auch der Grund für den vielen Alkohol gewesen. Ich wollte keine Horrorgeschichte über Enno hören, auch wenn es noch einmal notwendig war. Ich wollte diesen Scheiß endlich hinter mir lassen. Ich wollte es aus meinem Gehirn streichen, wollte vergessen, dass er überhaupt jemals ein Teil meines Lebens gewesen war. Oder vielleicht wollte ich auch, dass er aus einem anderen Grund gestorben war. Vielleicht wollte ich um ihn trauern dürfen. Ihn vermissen dürfen. Mich fragen dürfen, ob wir inzwischen verheiratet wären, ein Kind in

meinem Bauch heranwachsen würde, wenn er noch bei mir wäre. Doch das durfte ich nicht. So durfte ich nicht über einen Verbrecher denken. Den Gedanken, dass ich Enno ohnehin hatte verlassen wollen, ignorierte ich. Er passte nicht in das Bild dieses Wunsches.

Ich bereitete den Tee zu, während Matti und Joey Tassen aus dem Schrank nahmen. Joey fand eine Packung Kekse, die sie auf einem Teller verteilte. Sie zündete sogar eine Kerze an, als wir den Esstisch im Wohnzimmer erreichten und die Sachen darauf platzierten. Es war zu gemütlich. Ich spürte es. Dieses kuschlige Beisammensein würde in krassem Kontrast zu dem stehen, was Matti uns erzählen würde. Deshalb hatte ich den Esstisch gewählt, aber es reichte nicht.

Dennoch setzte ich mich, ließ die Kerze brennen und nahm einen Keks. Ich hatte Joey belogen, mein Frühstück hatte aus einem Glas Wasser bestanden. Dieser Keks würde das erste feste Material sein, das mein Magen heute verdauen könnte. Was hatte ich gestern gegessen? Hatte ich gestern etwas gegessen? Ich ließ meine Gedanken durch den vergangenen Tag gleiten und fand ein kaltes Stück Tiefkühlpizza, das einsam in meinem Kühlschrank gelegen hatte.

„Also, was willst du uns erzählen?“

Matti und ich sahen beide zu Joey und ich sagte: „Dir will er gar nichts erzählen.“ Es störte mich so sehr, wie sie sich aufführte. Aber ich würde sie nicht rauswerfen. Während meiner Überlegungen auf der Trauerfeier war mir zwar für einen Moment der Gedanke gekommen, dass Matti und Joey unter einer Decke stecken könnten, doch ich hatte den Gedanken verworfen. Joey müsste schon eine verdammt gute Schauspielerin sein, um ihre Antipathie gegenüber Matti vorzutäuschen. Und für ihn galt dasselbe.

„Ich hätte schon viel früher zu dir kommen sollen. Schon als er noch … Ich hätte mit dir reden müssen.“

„Warum habt ihr den Kontakt abgebrochen? Enno hat es mir nie erzählt. Ich habe ein paar Mal nach dir gefragt, aber er hat nur ausweichende Antworten gegeben.“ Enno hatte meine Gedanken damals in eine bestimmte Richtung gelenkt und ich war zu dem Schluss gekommen, dass Matti in mich verliebt gewesen war. Ich hatte gewollt, dass diese Vermutung stimmte, weil ich dann keine neuen Dinge über Enno erfahren hätte, die mir möglicherweise den dünnen Boden unter den Füßen weggezogen hätte. Und ich hatte gehofft, dass es nicht stimmte, weil ich mich nicht mit einem verliebten Matti

beschäftigen hatte wollen. Hätte ich wählen müssen, hätte ich dennoch die zweite Variante genommen.

Doch ich hatte nicht wählen dürfen und meine Wünsche waren auch in diesem Fall nicht berücksichtigt worden. „Enno hat etwas getan."

Ich spürte Joeys Anspannung. Ihre Hand ballte sich wieder zu einer Faust. Vielleicht hätte sie ihn ebenso gern geschüttelt wie ich.

„Ich wusste lange nichts davon und ich hätte es dir erzählt, wenn … Verdammt, es gibt keine Entschuldigung dafür, dass ich es nicht getan habe."

„Wovon redest du, Matti?" Man hörte deutlich die Ungeduld in meiner Stimme.

„Enno und Mariella, sie hatten was miteinander. Damals, als sie mit Hannes zusammen war."

„Wer ist Mariella?"

Matti antwortete nicht auf Joeys tonlos geflüsterte Frage und sprach weiter, als hätte sie sie nicht gestellt. „Ich weiß nicht, wie lange das ging. Ich habe sie zweimal zusammen gesehen. Beim ersten Mal waren sie gemeinsam essen. Ich habe mir erst nichts dabei gedacht, aber dann hat er sie geküsst." Er schüttelte den Kopf. „Es tut mir leid, Romy, ich hätte sofort zu dir kommen sollen, aber …"

„Aber deine Schwester und dein bester Freund stehen ein paar Stufen über mir“, beendete ich seinen Satz.

Er zuckte nur mit den Schultern.

„Was ist dann passiert?“

„Ich bin sofort zu ihm gegangen und habe ihm gedroht, dass ich dir und Hannes alles erzählen würde, wenn er sich weiter mit Mariella traf.“

„Und dann?“ Meine Hände zitterten. Enno hatte mich betrogen. Verstohlen sah ich zu Joey. Sie war ebenfalls eine andere Frau in Ennos Leben gewesen. Doch Mariella war die Schwester seines besten Freundes. Außerdem hat Enno mich zu einer Zeit betrogen, in der wir glücklich gewesen waren. Ich hatte damals eine lange Zukunft für unsere Beziehung gesehen. Er war der Mann gewesen, mit dem ich mein Leben hatte verbringen wollen.

„Ich habe sie in ihrer Wohnung überrascht. Etwa zehn Tage später.“

„Was haben sie gemacht?“ Ich musste ihm diese Frage stellen.

„Ist das wichtig?“

Ich nickte. „Ja, das ist es.“

„Sie hatten Sex.“ Er presste die Lippen aufeinander,

während sich in mir etwas in die Bruchstücke zerteilte, die ich so mühsam zusammengesetzt hatte. Ich hatte wirklich gedacht, dass ich darüber hinweg war. Dass es mir nichts ausmachen würde.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »ROMY. Er war mein.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen | **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

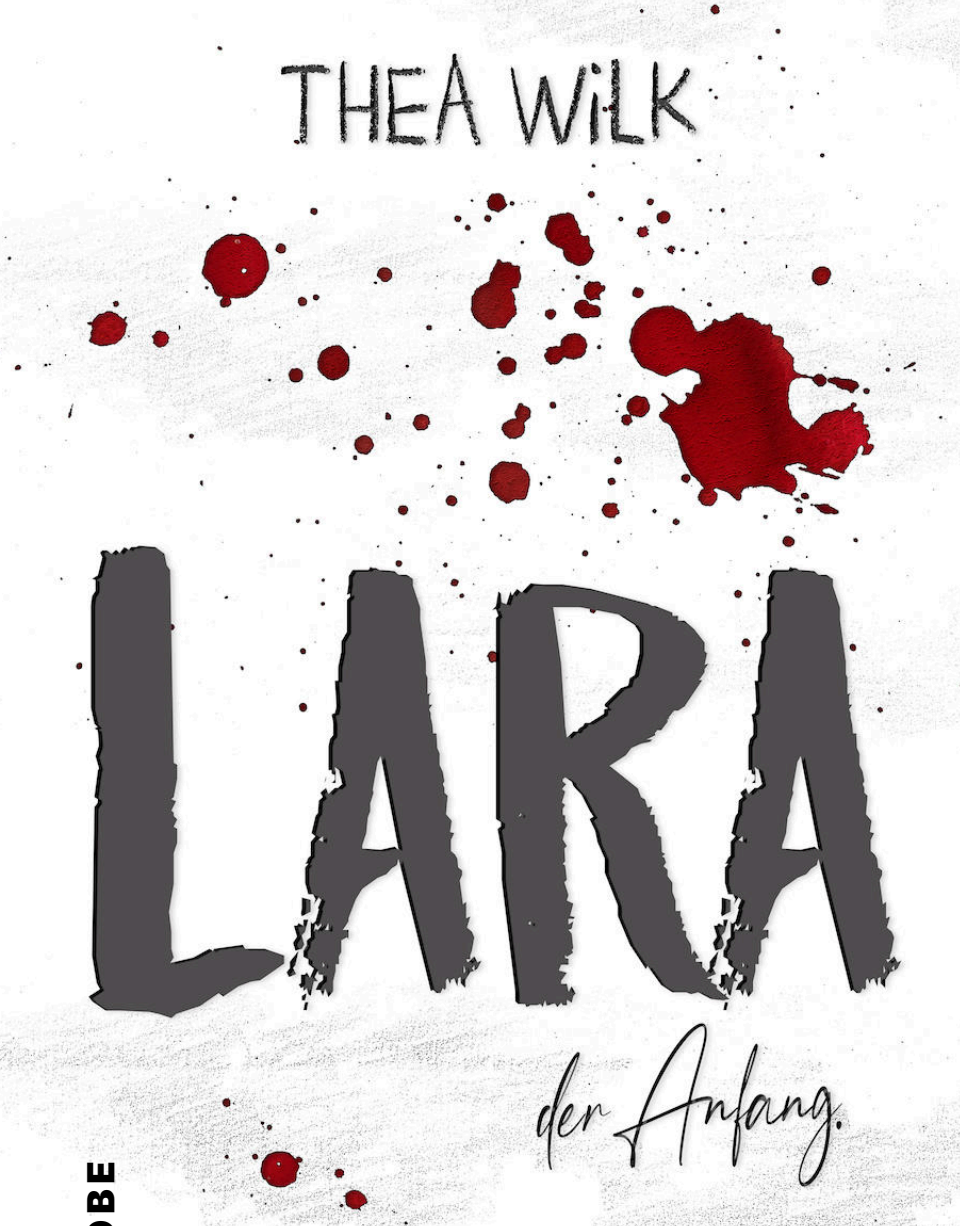
Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.

THEA WILK



LARA

der Anfang

LESEPROBE

THRILLER

adry

Jenen, die gelernt haben zu vergeben.
Und jenen, die es noch nicht können.

PROLOG

Ich kniete auf dem Boden. Seit Stunden hatte ich mich nicht bewegt. Jedes Gefühl war aus meinen Beinen gewichen. Meine Hände hingen nutzlos neben meinem Körper herab. Die Tränen auf meinen Wangen waren irgendwann getrocknet und etwa zur gleichen Zeit hatte ich aufgehört zu zittern, aber mein Herz raste noch immer. Es klopfte von innen gegen meine Brust, als wolle es mich aus meiner Starre aufwecken, mich zwingen aufzustehen und zu rennen. Zu fliehen vor einer Gefahr, die längst gebannt war. Aber ich konnte es nicht. Die Angst lähmte mich. Hielt mich fest.

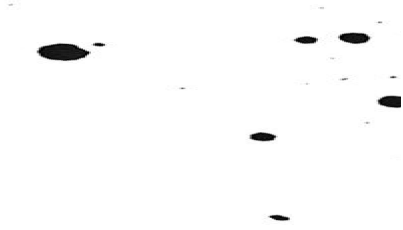
Es drangen nur noch ein paar letzte Strahlen des Tageslichts durch das Fenster neben der Tür, aber meine Augen hatten sich an die zunehmende Dunkelheit gewöhnt. Und ich hatte das Bild abgespeichert, von dem ich meinen Blick nicht losreißen konnte, sah es noch immer in den Farben des hellen Tageslichts. Dunkle Flecken auf meinem zerrissenen, rosafarbenen Rock. Ein paar weitere auf meiner Strumpfhose und an meinem linken Oberschenkel, den der kaputte Blümchenstoff nicht länger bedeckte. Sie hatten sich auf meinen Armen und über den dunklen Holzboden verteilt, hatten den kleinen, hellen Teppich ruiniert und sich mit meinen Tränen vermischt.

Sie waren überall. Und ich zwang mich, diese kleineren Flecken zu fokussieren. Ich zwang mich, sie anzustarren, um nicht zur Treppe zu sehen. So lange ich meinen Blick auf dieses Bild richtete, konnte ich verdrängen, was passiert war. Ich konnte mich in den Grenzen meines Blickfeldes verstecken. Ich wusste ohnehin, was mein Blick bei der Treppe finden würde. Noch mehr Blut. Viel mehr Blut. Der metallische Geruch drang in meine Nase und hatte ein übles Gefühl in meinem Magen ausgelöst, das sich seitdem dort hielt.

Ich spürte die Leere, die das Blut an seinem Ursprung, an dem es so lange Leben spendete, hinterlassen hatte. Spürte die Anwesenheit des Körpers, der kein Mensch mehr war, weil ihm dieses Leben im selben Moment entwichen war, in dem ich auf die Knie sank, in dem das Geräusch, mit dem die Waffe zu Boden fiel, den Knall davor übertönte.

Aus den Augenwinkeln nahm ich einen Schatten wahr, der sich vor den Fenstern neben der Haustür vorbeischob. Schwere Schritte begleiteten ihn. Und dann folgten weitere, die leere Stille durchbrechende Geräusche. Die Haustür öffnete sich und ließ das letzte lilafarbene Abendlicht in den Raum fallen. Meine Muskeln fanden endlich ihre Kraft wieder. Ich sprang auf, rannte die wenigen Meter zur Tür und warf mich dem Mann in die Arme, der für all das verantwortlich war.

KAPITEL EINS



DIENSTAG, 3. DEZEMBER

Bobbis nackte Füße hinterließen ein kaum hörbares Geräusch auf den alten Holzdielen. Nicht nur ich kannte inzwischen die Stellen, an denen die Bretter etwas lose waren und jede Berührung ein Knarren verursachte. Bobbi schritt darüber hinweg und trat aus dem Flur in die Küche.

„Guten Morgen." Ich legte die Notizen aus der Vorlesung vom Vortag zur Seite. Meinen Blick hatte ich längst der Tür zugewandt. Bobbi war genau mein Typ: etwas kleiner als ich,

dunkle, braune Augen und lange, blonde Haare. Ich hatte sie vor fünf Wochen in der Uni kennengelernt, als ich mich aus einem aufdringlichen Anmachversuch kurz vor einer Anglistik-Vorlesung befreien wollte. Sie lud mich auf einen Kaffee ein, den ich bezahlte. Immerhin hatte sie mich gerettet. Und später aßen wir zu Abend. In ihrer Wohnung. Und als wir am nächsten Morgen gemeinsam in ihrer Küche frühstückten, spürte ich, wusste ich, dass diese Begegnung besonders war. Dass sie etwas verändern würde.

Ich hatte mich nicht verliebt. Noch nicht. Aber sie übte einen Reiz auf mich aus, den ich bei anderen Frauen bisher nicht hatte finden können. Wir trafen uns seit unserem Kennenlernen fast täglich. Ich rutschte schon immer schnell in Beziehungen hinein, hatte noch nie verstehen können, warum man etwas langsam angehen sollte, das sich so gut anfühlte. Welchen Grund konnte es geben, einen Menschen erst mühselig über Monate hinweg kennenzulernen, nur um dann herauszufinden, dass man nicht zueinander passte, wenn man sich öfter als zweimal in der Woche sah?

Sie durchquerte die Küche und trat zu mir an den Tisch. Ich wollte mich erheben, um ihr einen Kuss zu geben und einen Kaffee einzuschenken, aber sie drückte mich zurück auf den Stuhl und setzte sich rittlings auf mich. „Guten Morgen!“ Ihre Lippen legten sich zärtlich auf meine, nur um im nächsten Augenblick zwischen sie zu drängen. Ich erwiderte den Kuss. Hungrig.

„Hast du gut geschlafen?“ Sie löste sich nicht von mir. Ihre Hüfte rutschte näher an meine und ihr Atem drang heiß in meinen Mund.

Ich ließ meine Hände auf ihr Becken und von dort aus unter das dünne Shirt mit den schmalen Trägern zurück nach oben gleiten, strich über ihren Bauch, ihre Brüste und spürte erregt, wie sie auch ihre Hände über meinen Körper gleiten ließ. Ich wollte ihr nicht antworten. Wollte ihr nicht von dem Traum erzählen, der mich seit achtzehn Jahren in unregelmä-

ßigen Abständen aus dem Schlaf riss. Jetzt wollte ich sie spüren, wollte ihre Hände in meiner Mitte fühlen, ihre Lippen auf dem Rest meines Körpers.

Doch als ich ihr das Shirt über den Kopf zog, nahm ich ein Geräusch wahr. Ich wollte es ignorieren, aber das Handyklingeln brach nicht ab.

„Lara, dein Telefon klingelt." Ein Lächeln lag auf ihren Lippen und ich zog sie fester an mich.

„Egal, dafür habe ich eine Mailbox."

Das Klingeln verstummte, ertönte aber nach wenigen Sekunden erneut. Ich seufzte und löste mich von Bobbis Lippen.

„Es scheint wichtig zu sein." Sie griff nach dem Telefon und reichte es mir.

Ich zuckte mit den Schultern und sah auf das Display. Die Nummer war keinem Eintrag in meiner Kontaktliste zugeordnet. Der Anruf kam aus einer anderen Stadt und es dauerte ein paar Sekunden, bis ich erkannte, welche Verbindung ich zu ihr hatte.

„Ja, bitte." Meine Mutter hatte immer darauf bestanden, dass ich mich bei unbekannten Anrufern nicht mit meinem Nachnamen meldete. Ich hatte es nie verstanden, befolgte den Rat aber noch immer widerstandslos.

Ich hörte verschiedene Geräusche am anderen Ende der Leitung und dann eine weibliche Stimme, die mich begrüßte und fragte, ob ich Lara Béyer wäre.

Ich bejahte, ignorierte, dass sie die Buchstaben é und y fälschlicherweise zu einem ‚ei' zusammenzog, und die weibliche Stimme sprach weiter: „Ich bin Schwester Barbara aus dem Pflegeheim ‚Wolke Sieben'. Es geht um Ihren Großvater." Wolke Sieben. Ich hatte den Namen des Pflegeheims seit über einem Jahr nicht mehr gehört. Meine Mutter hatte es für meinen Großvater ausgewählt, nachdem er vor anderthalb Jahren beinahe das kleine Haus am Meer angezündet hatte. Die Ärzte hatten ihm irgendeine Form von Demenz diagnostiziert.

Ich wusste nicht, welche. Meine Mutter hatte sich um die Formalitäten gekümmert und ich hatte nicht weiter nachgefragt.

Mein Großvater und ich standen uns nicht besonders nah. Doch das war nicht immer so. Laut meiner Mutter hatte ich jedes Jahr einige Wochen bei ihm verbracht. Ich wurde sogar in seinem Haus geboren und sie erzählte mir immer wieder von der besonderen Bindung, die wir in meiner Kindheit zueinander hatten. Aber seit ich etwa sieben Jahre alt war, wollte er mich nicht mehr bei sich haben. Meine Mutter hatte mir nie erklären können, wie es zu dem Bruch kam. Sie beharrte darauf, den Grund selbst nicht zu kennen.

Was ich aber wusste, war, dass zur selben Zeit meine Albträume begonnen hatten. Träume, die nicht meine Erinnerungen abbildeten, sondern einen Teil meiner Seele, auf den ich im wachen Zustand nicht zugreifen konnte. Wenn ich die Augen nicht sofort öffnete, hallten Angst und Hilflosigkeit für einen kurzen Moment nach. Aber danach war der Traum nur ein nicht fassbarer Gedankenfetzen. Und ich hatte nie versucht, seine Einzelteile zu greifen, greifbar zu machen.

Ich wusste nicht, ob die Träume mit meinem Großvater zusammenhingen. Ich hatte ihn nie gefragt. Vielleicht hatte ich zu viel Angst vor der Wahrheit. Vielleicht war ich aber auch immer das siebenjährige Mädchen geblieben, das sich von seinem engsten Verbündeten zurückgestoßen fühlte. Auch wenn ich diese Verbundenheit nur aus Erzählungen kannte. Zumindest hatte ich ihn seit dem Sommer, in dem ich sieben Jahre alt war, nur noch zwei weitere Male gesehen. Am Tag der Beerdigung meiner Mutter vor vierzehn Monaten und kurz darauf.

„Mein Großvater? Was ist mit ihm?“ Ich schloss die Augen und biss mir auf die Unterlippe, als könnte ich die Gleichgültigkeit in meiner Stimme auf diese Weise zurücknehmen. „Ich meine, ist alles okay mit ihm?“

Sie zögerte und da wusste ich, warum sie anrief. „Es tut mir

wirklich sehr leid, Ihnen diese Nachricht überbringen zu müssen." Ihre Stimme war sachlich und eine Spur zu genervt. Mitleid wollte sie auf diese Weise ganz sicher nicht zum Ausdruck bringen. Ich konnte es ihr nicht verübeln. Sicher hielt sie mich für eine dieser furchtbaren Enkeltöchter, die ihre Großeltern ganz bewusst und aus purer Ignoranz vor sich hinvegetieren ließ und nie die Zeit aufbrachte, um sie zu besuchen. Zumindest musste sie das daraus schließen, dass sie und ich uns kein einziges Mal begegnet waren.

Ich hatte meinen Großvater seit dem Tod meiner Mutter ein einziges Mal besucht. Wenige Wochen nachdem wir die Urne mit ihrer Asche in ein Loch auf einer grünen Wiese sinken lassen hatten, war ich bei ihm gewesen. Ich war seine letzte lebende Verwandte. Und er der letzte Mensch, der mir von meiner Familie geblieben war. Ich hatte das Gefühl gehabt, wir müssten in irgendeiner Form füreinander da sein. Ich hatte gedacht, dass vielleicht nun der Zeitpunkt gekommen war, an dem wir die Vergangenheit überwinden und zueinander zurück finden könnten. Ich hatte mich getäuscht.

Er schickte mich weg. Und noch immer war ich schockiert darüber, wie er mich aus seinem Zimmer geschoben und mir erklärt hatte, er wolle mich nie wieder sehen. Der Ausdruck in seinen Augen wirkte nicht wie der eines verwirrten, kranken Mannes, der seine Enkeltochter nicht erkannte. Nein, der Ausdruck in seinen Augen war entschlossen. Entschlossen, mich aus seinem Leben fernzuhalten. Also befolgte ich seinen Wunsch. Beziehungsweise war ich ihm bisher gefolgt, denn nun war es zu spät, um dagegen anzukämpfen.

„Er ist gestorben." Ich sagte es leise, nachdem ich zweimal geschluckt hatte. Ich wusste noch nicht, wie ich mich fühlen sollte.

Die Frau am anderen Ende der Leitung seufzte leise. „Ja. Ja, das ist er. Es tut mir wirklich leid." Nun klangen ihre Worte tatsächlich etwas mitfühlend.

„Danke."

Und dann schwiegen wir. Es war ein unangenehmes Schweigen. Und die Tatsache, dass auf meinem Schoß eine blonde, elfengleiche Frau saß, die ich noch vor wenigen Minuten ihres sehr dünnen, fast durchsichtigen Shirts entledigen hatte wollen, verbesserte die Situation nicht. Bobbi sah mich fragend an und ich formte das Wort ‚Großvater' mit den Lippen. Ihre Augen weiteten sich. Ich sah, wie sie schluckte, und dann legte sie die Hand auf den Mund. Ich lächelte, gerührt darüber, dass sie der Tod meines letzten Angehörigen deutlich mehr traf als mich.

Sie stellte die Füße auf den Boden und erhob sich. Meine Beine fühlten sich leer und kalt an und ich wünschte, ich würde meinen Vorsatz, das Telefon erst dann einzuschalten, wenn ich das Haus verließ, häufiger befolgen. Nun musste ich irgendeine Frage stellen, die das Gespräch mit Barbara wieder in Gang brachte. Ich fand keine.

Die Frau aus dem Altersheim räusperte sich. „Also, Ihr Großvater hat klare Anweisungen gegeben, wie seine Bestattung ablaufen soll. Die Kosten dafür sind bereits bezahlt. Er wünscht keine Trauerfeier und auch keine Anwesenheit Ihrerseits bei der Beisetzung." Ihre Worte drangen nun wieder ohne jede Emotion durch die Leitung und ich fragte mich, wie viele dieser Gespräche sie jeden Tag führte, heute vielleicht schon geführt hatte.

Gab es in einem Altersheim Menschen, die speziell dazu abbestellt wurden, Angehörige im Todesfall zu kontaktieren? Und wenn ja, hatte man niemand Einfühlsameres für diesen Job finden können? Anderseits war ich fast dankbar dafür, dass am anderen Ende der Leitung niemand künstlich Trauer in mir provozierte.

Ich schluckte und sagte: „Okay." Weil es okay war. Ich war froh darüber, nichts mit den Formalitäten zu tun zu haben. Und auch wenn es mich schockierte, dass er mich nicht einmal in diesem Moment bei sich haben wollte, akzeptierte ich seinen Wunsch. Was hätte ich auch anderes tun sollen?

„Sonst gibt es keine weiteren Anweisungen."

„Was meinen Sie damit?"

„Nun ja, …" Sie räusperte sich erneut und ich biss mir auf die Lippen, um sie nicht darauf hinzuweisen, dass sie ihren Hals auf diese Weise nur weiter reizte. „Normalerweise …" Der Ausdruck von leichter Unsicherheit in ihrer Stimme wechselte zu einem routinierten Tonfall. „Da Sie seine einzige Angehörige sind, ist es Ihre Aufgabe, seine Sachen aus seinem Zimmer zu räumen. Außerdem fallen Ihnen laut einem Brief, den wir in seinen Unterlagen fanden, auch seine Besitztümer zu." Nun machte ihr Tonfall deutlich, dass sie mit diesem Reglement alles andere als zufrieden war.

„Besitztümer?" Ich konnte mir nicht vorstellen, dass mein Großvater über irgendwelches Eigentum verfügte, das man als Besitztum deklarieren konnte. Andererseits hatte ich auch keine Ahnung, dass er genug Geld gehabt hatte, um seine eigene Bestattung vorzufinanzieren. Und wer zahlte eigentlich die Kosten für das Pflegeheim?

„Ja Besitztümer. Aber mehr kann ich Ihnen dazu nicht sagen. Es ist nicht meine Aufgabe, mit Ihnen über diese Details zu sprechen."

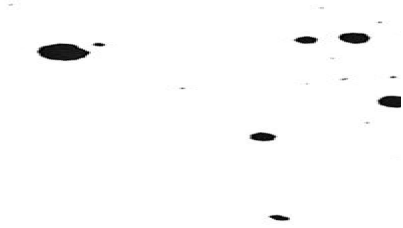
Ich nickte, sagte wieder „Okay", und fragte: „Können diese … diese Besitztümer nicht gespendet werden? Wie Sie wahrscheinlich wissen, wollte mein Großvater mich nicht sehen." Aus irgendeinem Grund war es mir wichtig, diesen Punkt klarzustellen. „Ich glaube nicht, dass er wollte, dass ich sein Erbe antrete."

Vielleicht irrte ich mich, aber ihre Stimme klang ein wenig sanfter, als sie mir antwortete. „Das müssen Sie entscheiden. Am besten besprechen Sie diese Angelegenheit mit einem Anwalt. Ihr Großvater hat eine Visitenkarte zu seinen Bestattungsanweisungen gelegt. Ich denke, dieser Mann kann Ihnen weiterhelfen." Sie zögerte und räusperte sich schon wieder. Sie sollte etwas trinken. „Ich bitte Sie, seine Sachen schnellstmöglich abzuholen. Das Zimmer muss geräumt werden. Ich weiß,

das klingt hart. Aber wir haben eine lange Warteliste und die Menschen, die in dieser Schlange stehen, haben dafür nicht ewig Zeit. Und viele können gar nicht mehr stehen." Sie lachte spitz auf, schien sich dann aber zu besinnen. „Wie dem auch sei. Wann können Sie vorbeikommen, um die Sachen abzuholen?"

Ich wollte keine Sachen abholen. Ich wollte keine Besitztümer erben und ich wollte nicht diesen Anwalt anrufen. Aber am allerwenigsten wollte ich dieses Gespräch weiterführen. Also nannte ich Barbara das Datum des folgenden Samstags, ließ mir die Nummer des Anwalts geben, bedankte mich für das Gespräch und tippte auf das rot umrandete Hörer-Symbol auf meinem Display.

KAPITEL ZWEI



FREITAG, 6. DEZEMBER

Er klang eigentlich ganz nett." Ich legte mein Telefon auf die Holzplatte neben die Tasse Cappuccino, zog meine regennasse Jacke aus und hängte sie über die Stuhllehne. Dann setzte ich mich zu Bobbi an den Tisch. „Etwas jung vielleicht." Ich hatte mich heute Morgen endlich dazu durchgerungen, den Anwalt meines Großvaters anzurufen. Er hatte den Anruf nicht angenommen, mich aber soeben zurückgerufen. Um dieses Gespräch nicht in dem gut gefüllten Café zu führen, hatte ich es draußen im Regen getan.

Sie grinste mich verschwörerisch an. „Vielleicht ein Erbschleicher."

Ich hob meine Tasse an und schlürfte etwas Milchschaum. „Vielleicht." Ich erwiderte ihr Grinsen nicht. Tatsächlich war das gar nicht so unüblich, wie er mir selbst erklärt hatte.

„Na, du kannst sein Alter ja bald in persona überprüfen."

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, wir haben beschlossen, dass ein Treffen nicht notwendig ist. Er kümmert sich um alles. Die Ämter und Versicherungen wissen schon über den Tod meines Großvaters Bescheid und auch sonst gibt es nichts für mich zu tun. Er schickt mir alle Unterlagen per Post zu."

„Per Post? Na zumindest das klingt seriös." Sie hob eine Augenbraue.

Ich stellte die Tasse zurück auf den Tisch und musterte sie. „Zweifelst du etwa an ihm?"

Ihre Augen weiteten sich leicht und sie errötete etwas. „Nein, natürlich nicht. Wenn dein Großvater ihn ausgewählt hat, wird das seinen Grund haben."

Ich zuckte mit den Schultern. Ich konnte keine Auskunft über die Beweggründe oder den Geisteszustand meines Großvaters geben.

„Und was hat er nun gesagt?"

Ich schlang die Arme um meinen Oberkörper. Obwohl wir direkt neben der Heizung saßen, war die Luft im Café kalt. Der Dezember zeigte sich von der unfreundlichsten Seite. Die Luft fühlte sich so eisig an, als wäre sie kalt genug für Schnee. Aber es regnete. Seit Tagen. Die wenigen Stunden, in denen die Sonne den Tag hätte erhellen können, waren wegen der grauen Wolken so dunkel, dass es unmöglich war, den Alltag ohne künstliches Licht zu meistern.

„Ist dir kalt?"

Ich nickte und Bobbi rutschte ihren Stuhl näher zu meinem, um ihren Arm um mich legen zu können. Ich kuschelte mich in ihre Umarmung und trank einen Schluck Cappuccino. „Offensichtlich verfügte mein Großvater über

einige Aktienpakete. Er muss sie sich irgendwann in den Achtzigern und Neunzigern zugelegt haben. Ein paar davon sind nichts mehr wert. Aber er hat auch auf einige Firmen gesetzt, ohne die wir heute nicht mehr leben können." Ich deutete auf mein Handy.

Ich sah Bobbis Gesicht nicht, nahm jedoch an, dass der Ausdruck erstaunt war. Ihre Aussage passte dazu. „Wow."

„Ja. Na ja, der Anwalt riet mir, alles so zu lassen, wie es jetzt ist, und mich irgendwann mit einem Experten darüber zu unterhalten. Er sucht jemanden für mich." Ich wollte das Geld von meinem Großvater nicht. Es fühlte sich nicht richtig an und ich konnte mir nicht vorstellen, dass es in seinem Sinn war, damit meine nächsten Studiensemester zu finanzieren, in denen ich von einem Hauptfach zum anderen wechselte. Immer in der Hoffnung, etwas zu finden, das mich so sehr faszinierte, dass ich einen Abschluss darin machen wollte.

„Aber das wirst du nicht tun, oder?" Sie verstand mich und es wunderte mich wieder einmal, wie nah ich mich ihr fühlte. Nach nicht einmal sechs Wochen vertraute ich ihr diese Details an. Aber mit wem hätte ich auch sonst darüber sprechen sollen? Meine Mutter und ich hatten den Wohnort einmal im Jahr gewechselt, weil sie jedes Mal, wenn es mit einem Mann nicht geklappt hatte, die Flucht ergriffen hatte und irgendwo komplett neu hatte anfangen wollen. Und ich hatte dieses Muster fortgesetzt, abgesehen von den Männern. Mein letzter Umzug lag vier Monate zurück und ich kannte niemanden in dieser Stadt außer den Leuten von meiner Uni. Und Bobbi.

„Vermutlich nicht."

„Sind das alle seine Besitztümer?" Sie betonte das Wort genau so, wie ich es gegenüber Barbara getan hatte, und ich lächelte.

„Nein. Er hat immer noch das Haus am Meer, in dem ich geboren wurde und wo ich ihn später laut meiner Mutter als Kind ein paar Mal besucht habe." Damals, als er mich noch hatte sehen wollen.

„Ein Haus am Meer?“ Sie löste die Umarmung, drehte mich zu sich und sah mich mit großen Augen an.

Ich lachte auf. „Du bist ja ganz aufgeregt.“

Sie nickte und strahlte. „Ja, ja, das bin ich. Ich liebe das Meer. Besonders zu dieser Jahreszeit. Es ist so unglaublich schön, wenn der Strand verlassen ist und der kalte Wind einem um die Nase herumpfeift. Ich liebe es, nach einem langen Spaziergang am Strand einen heißen Tee zu trinken und ein gutes Buch zu lesen.“ Ihr Lächeln wurde anzüglich. „Oder den Rest des Tages ohne Buch und ohne Tee im Bett zu verbringen. Oh, können wir hinfahren?“

Ich presste die Lippen aufeinander. Das klang gut. So gut, dass ich fast Ja gesagt hätte. Aber dann fiel es mir wieder ein. Ich wollte nicht in dieses Haus. Kurze Zeit, nachdem ich meine letzten Ferien dort verbracht hatte, hatten meine Albträume begonnen und ich wollte ihnen noch immer nicht auf den Grund gehen.

„Oh, Lara, bitte!“ Und dann wurden ihre Augen noch größer. „Wir könnten die Weihnachtstage dort verbringen. Wir könnten irgendwo einen Baum kaufen, leckeres Essen kochen und das neue Jahr mit einem eisigen Bad in den Wellen begrüßen. Bitte, bitte, bitte.“

„Das Haus steht seit fast anderthalb Jahren leer. Und mein Großvater war sicher kein Putzkönig. Vermutlich werden uns Spinnen so groß wie Aragogs Kinder begrüßen und riesige Ratten krabbeln aus allen Löchern, wenn wir den Käse auf den Frühstückstisch stellen.“ Ich verzog das Gesicht

„Dann frühstücken wir im Bett.“ Sie kräuselte die Stirn. „Und vielleicht gibt es ja auch jemanden, der sich um das Haus kümmert. Deine Mama hat das Haus bestimmt nicht verrotten lassen wollen.“ Sie klatschte in die Hände. „Und wenn nicht, übernehmen wir diese Aufgabe. Wir kaufen einen Besen, ein paar Mausefallen und Putzmittel. Wir bringen dein neues Haus auf Vordermann. Ach, komm schon. Das wird großartig. An der Küste ist das Wetter auch besser.“ Sie sah mit einem

gequälten Gesichtsausdruck zu dem großen Fenster hinaus, das die komplette Wand neben der Tür einnahm. Eigentlich waren es mehrere Glasscheiben, die man wie eine Ziehharmonika aufschieben konnte. Und die Ritzen zwischen den Scheiben waren der Grund, weshalb es hier so kalt war.

Ich atmete tief ein und schloss die Augen. „Ich mag keine Mausefallen." Aber sie hatte recht. Ich hatte keine Lust, zwei freie Wochen in diesem grauen Niesel-Schmutzmatsch zu verbringen. „Okay." Ich flüsterte.

Bobbi packte mein Gesicht und ich öffnete die Augen, nur um im nächsten Moment aufzulachen. „Du siehst aus wie ein fünfjähriges Mädchen, dem ich gerade erlaubt habe, zum dreißigsten Mal die ‚Eiskönigin' zu gucken."

Sie schüttelte grinsend den Kopf. „Oh, nein. Ich sehe aus, wie ein dreijähriges Mädchen, das die ganz echte Elsa endlich auf Schloss Arendelle treffen darf."



Am nächsten Tag fuhr ich mit Bobbis Auto in das Pflegeheim meines Großvaters. Ich hatte kein eigenes und sie hatte mir angeboten, ihres zu nehmen. Sie hatte auch angeboten mitzukommen, doch ich wollte dieses Erlebnis allein hinter mich bringen. Ich hatte keine Ahnung, wie ich auf seine Sachen reagieren würde. Bisher hatte ich keine Tränen vergossen. Um ehrlich zu sein, hatte ich kaum an seinen Tod gedacht. Oder an ihn. Ich spürte, dass es mich irgendwie hätte treffen müssen, aber ich fühlte nichts. Sollte es zwischen meinem Großvater und mir jemals ein Band gegeben haben, dann war es verschwunden oder gerissen oder er hatte es mir vor die Augen gebunden.

Ich konnte mich zumindest nicht daran erinnern, dass wir

uns einmal nahegestanden hatten. Eigentlich konnte ich mich überhaupt nicht an ihn oder an unsere gemeinsame Zeit erinnern. Ich war schließlich erst sieben Jahre alt gewesen, als ich ihn das letzte Mal besucht hatte.

Das Pflegeheim lag etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, in der ich wohnte. Ich hatte mich nicht bewusst für diese Nähe entschieden. Mein Studienwunsch und mein schlechter Notendurchschnitt bei meinem Schulabschluss hatten mir keine andere Wahl gelassen.

Ich erreichte den Parkplatz gegen zehn Uhr am Vormittag, stieg mit zwei großen, leeren Einkaufstaschen über den Schultern aus dem Auto und steuerte auf das Gebäude zu. Und ich war nicht die Einzige. Außer mir befanden sich mehrere Familien, ein paar einzelne Erwachsene mit und ohne Hunde, sowie zwei Paare auf dem Weg zum Eingang oder wartend mit einer Zigarette in der Hand davor. Im Gegensatz zu mir trugen die meisten von ihnen Blumen oder nett verpackte Geschenke mit sich.

Mich überkam kein schlechtes Gewissen bei diesen Bildern. Und dafür gab es schließlich auch keinen Grund. Es war nicht meine Entscheidung gewesen, dass ich keinen Scotch für meinen Großvater an den Pflegerinnen vorbei geschmuggelt hatte.

Obwohl ich nur ein einziges Mal hier gewesen war, fand ich die Etage, auf der mein Großvater seine letzten Monate verbracht hatte, problemlos. Barbara war nicht da. Überhaupt war nur eine einzige Person anwesend, die nicht wie ein Besucher oder Bewohner aussah. Sie trug eine weiß-rosafarbene Uniform und ein strahlendes Lächeln auf dem Gesicht.

Das Mädchen, das nicht älter als achtzehn sein konnte, brachte mich in das Zimmer meines Großvaters. Es lag in der Mitte eines Ganges, an dessen mintgrünen Wänden fröhliche Bilder hingen. Ich sah Drucke, die Makroaufnahmen von Marienkäfern, Laubfröschen und Bienen zeigten. Dazwischen

fanden sich selbst gemalte Bilder und Fotos von Katzenbabys und anderen Tieren.

Wir passierten drei weitere Zimmer auf dem Weg. Aus zwei von ihnen dröhnten verschiedene Fernsehprogramme bis auf den Flur hinaus. Das eine war eine Seifenoper, wie die dramatische Musik, die zwischen den Sprechphasen gespielt wurde, eindeutig erkennen ließ. Auf dem anderen Fernseher lief das Programm eines Shoppingkanals. Hinter der Tür des dritten Zimmers war es still. So wie in dem meines Großvaters.

Ich hatte erwartet, dass seine Habseligkeiten bereits in Kisten verpackt wären, aber es wirkte, als wäre er nur kurz zum Frühstück gegangen. Und als hätte jemand in dieser Zeit das Bett abgezogen und die Heizung abgestellt, um gleichzeitig den Raum zu lüften. Ich fröstelte, schlang die Arme um meinen Körper und rieb mit den Händen meine Oberarme, die nur durch den Stoff eines dünnen Pullis vor der Kälte geschützt wurden. In der Erwartung, die nächste halbe Stunde in einem warmen Gebäude und mit dem Schleppen von Kisten zu verbringen, hatte ich meinen Mantel im Auto gelassen.

„Wir stellen die Heizung ab, sobald … Wegen der Umwelt, wissen Sie?“ Die Pflegerin, die Mindy hieß, lächelte mich unsicher an.

Ich dachte, dass sie es wohl, verständlicherweise, eher wegen der Kosten taten, und nickte freundlich. „Ihre Kollegin klang, als wäre es sehr eilig, dass das Zimmer geräumt würde. Ich dachte, Sie hätten seine Sachen vielleicht schon verpackt.“ In meinen Worten versuchte ich, die Hoffnung mitschwingen zu lassen, dass sie mir helfen würde.

„Oh, nein. Das dürfen wir nicht.“ Sie schüttelte den Kopf und wandte sich zum Gehen. Dabei schwang ihr roter Zopf über ihrem Rücken hin und her. „Bitte geben Sie Bescheid, wenn Sie etwas brauchen.“

Ich nickte, etwas enttäuscht. Ich hatte keine Lust, in Schubfächern zu kramen und auf Dinge zu stoßen, auf die ich nicht

stoßen wollte. Wie zum Beispiel die Unterwäsche eines alten Mannes oder seine Inkontinenz-Utensilien. „Ähm, Mindy?“

Sie stoppte an der Tür und sah mich mit einem Lächeln an, das nur zur Hälfte gekünstelt wirkte.

„Mir hat … Ich weiß gar nicht …“

Sie runzelte die Stirn und wurde ungeduldig. Es ließ sie älter wirken und gab mir einen Eindruck von ihrem zukünftigen Selbst.

„Wie ist er denn eigentlich gestorben?“

Ihre Augen wurden etwas größer und die Falte auf der Stirn verschwand zusammen mit der Ungeduld. Sie überlegte für einen Moment, sah hinaus auf den Flur und kam dann zurück in das Zimmer. Bevor sie zu sprechen begann, schloss sie behutsam die Tür. Ganz so, als würde sie keine Aufmerksamkeit durch ein lautes Einrasten des Riegels auf uns ziehen wollen. Auf ihr Gesicht trat ein Ausdruck, der zwischen Aufregung und Unwohlsein wechselte. Sie würde mir ein bisschen Tratsch erzählen und sie wusste, dass sie mit den Angehörigen eigentlich nicht auf diese Art reden durfte.

„Er ist eine Treppe hinuntergefallen.“

Eine Treppe? Das Wort drang langsam in mein Bewusstsein, als mein Körper bereits darauf reagiert hatte. Mein Herzschlag setzte für einen Moment aus und meine Lungen stießen die verbrauchte Atemluft schnell aus. Eine Treppe. Konnte das tatsächlich sein? Gab es solche Zufälle? „Eine Treppe?“

Sie nickte und zögerte, bevor sie sagte: „Das ist wirklich eine sehr ungewöhnliche Geschichte.“

„Ungewöhnlich?“ Mein Herzschlag setzte wieder ein und raste nun. Was meinte sie denn mit ungewöhnlich?

Sie nickte erneut. „Herr Béyer …“ Sie sprach den Namen korrekt aus. „… verbrachte die meiste Zeit des Tages im Bett. Er stand nur auf, wenn er ins Bad musste.“ Sie verzog das Gesicht. „Manchmal nicht einmal dafür.“ Dann schlug sie die Hand auf ihren rot geschminkten Mund. „Oh, bitte entschuldigen Sie. Das war nicht sehr taktvoll von mir.“ Sie wartete ab,

wie ich reagieren würde, und als ich sie nicht abwertend ansah oder empörte Worte von mir gab, sprach sie weiter: „Na ja, jedenfalls, sein Zimmer verließ er nie. Aber in dieser Nacht tat er es." Sie machte eine Pause und ich fragte mich, wann sie merken würde, wie taktlos es war, eine Angehörige auf diese Weise auf die Folter zu spannen. Es waren zehn Sekunden. „Er ging den ganzen Flur hinunter, öffnete die Tür zur Außentreppe und …" Das war der Moment, in dem sie erkannte, dass sie diese Geschichte nicht einer ihrer Freundinnen erzählte.

„Und was?"

„Wir haben ihn am nächsten Morgen am unteren Ende der Treppe gefunden."

Ich schloss die Augen und sah hinter ihnen einen anderen Menschen, der auf einem Treppenabsatz ins Stolpern kam und dessen Leben auf diese Weise endete. Ein Bild, das ich mir im letzten Jahr viel zu oft mit grauen Farben ausgemalt hatte. Ich runzelte die Stirn, als mich ein Gedanke traf. „Könnte es sein, dass er … nun ja, dass er diese Treppe … hinunterfallen wollte?" Die letzten zwei Worte sprach ich sehr leise aus.

Sie schüttelte den Kopf. „Es gab keine Anzeichen. Er war zwar nicht besonders aktiv, aber immer freundlich und versuchte jedes Mal, uns in ein Gespräch zu verwickeln." Ihre Stimme senkte sich. „Wir haben im Team darüber gesprochen, ob es vielleicht Selbstmord gewesen sein könnte. Aber wir alle glauben, dass es ein Unfall war."

Ich nickte, konnte ihr aber nicht mit Worten zustimmen. Die Parallele war zu deutlich. „Hat ihn denn jemand gesehen, als er das Zimmer verlassen hat?"

„Nein. Der Pfleger, der in dieser Nacht Dienst hatte, hat nichts mitbekommen. Er war viel mit anderen Patienten beschäftigt." Sie verzog das Gesicht. „Eine Bewohnerin hatte Geburtstag und am Abend zuvor hatte sie diesen mit den anderen Bewohnern bei Kaffee und Kuchen gefeiert." Nun flüsterte sie: „Irgendetwas war wohl nicht in Ordnung mit dem

Kuchen, denn ein paar Bewohner …“ Sie beendete den Satz nicht.

Ich verdrängte das Bild von sich übergebenden Menschen, die dabei Hilfe brauchten. „Und warum war mein Großvater dann draußen?“

Sie flüsterte noch immer: „Das ist ja das Seltsame. Es ist nicht mal ein normaler Ausgang. Die Bewohner sollen diese Tür nicht benutzen, weil es zu gefährlich ist. Wenn es geregnet hat, kann man auf dem glatten Metall sehr leicht ausrutschen, wissen Sie?“

Ich nickte. „Hatte es in dieser Nacht geregnet?“

Sie überlegte. „Ich glaube nicht. Vielleicht lag etwas Schnee? Na ja, jedenfalls ist es eigentlich nur ein Notausgang und normalerweise informiert ein Alarm uns darüber, wenn die Tür geöffnet wird.“

„Hätte man ihn dann aber nicht viel früher finden müssen?“

Sie nickte. „Es gab aber keinen Alarm.“

Ich stutzte. „Es gab keinen Alarm?“

Eine zarte Röte trat auf ihr Gesicht. „Ich sollte Ihnen das wahrscheinlich nicht sagen.“ Sie tat es trotzdem. „Manchmal schalten wir ihn aus, weil wir ein paar Minuten Pause auf der Treppe machen.“ Sie zögerte. „Nur die Chefin hat den Schlüssel für die Tür. Eigentlich.“

Ich verstand und nickte, fragte aber dennoch: „Wissen die Patienten, wie der Alarm ausgeschaltet werden kann?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Kann schon sein.“ Sie zögerte. „Manchmal vergessen wir aber auch einfach, ihn wieder einzuschalten.“ Sie presste die Lippen aufeinander, redete dann aber schnell weiter, um eine mögliche Schuld von ihren eigenen und den Schultern ihrer Kollegen zu nehmen. „Aber es hätte Ihrem Großvater nicht geholfen, wenn wir ihn früher gefunden hätten. Er hat sich das Genick gebrochen und ist ganz bestimmt sofort gestorben.“

Ich schloss die Augen und öffnete sie wieder, als ich den Film in meinem Kopf nicht pausieren konnte. Ich wollte das

nicht hören und erst recht nicht sehen. Also sah ich das Mädchen an. „Mindy, ich würde jetzt gern anfangen."

Sie nickte.

„Danke, dass Sie mir das erzählt haben."

„Ja, ja, natürlich. Ich bin schon weg."

Ich überlegte. „Und ich werde niemandem von der Tür und dem Alarm erzählen."

Ihr Brustkorb hob und senkte sich mit einer kräftigen Bewegung. „Danke."

Ich nickte und erwiderte das Wort.

An der Tür drehte sie sich noch einmal um. „Oh, und wenn Sie seine Notizbücher finden, verraten Sie mir, ob er etwas über mich geschrieben hat? Wir haben uns immer so nett unterhalten."

Ich hob beide Augenbrauen und erwiderte nichts. Wieder überzog eine nun etwas stärkere Röte ihr helles Gesicht und sie verschwand mit gesenktem Kopf aus dem Zimmer. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, drang der Inhalt ihrer objektiv betrachtet unverschämten Worte zu mir durch. Notizbücher. Mein Großvater hatte Notizbücher mit Gedanken gefüllt.

Und er war die Treppe hinuntergestürzt. Genau wie meine Mutter.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »LARA. der Anfang.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

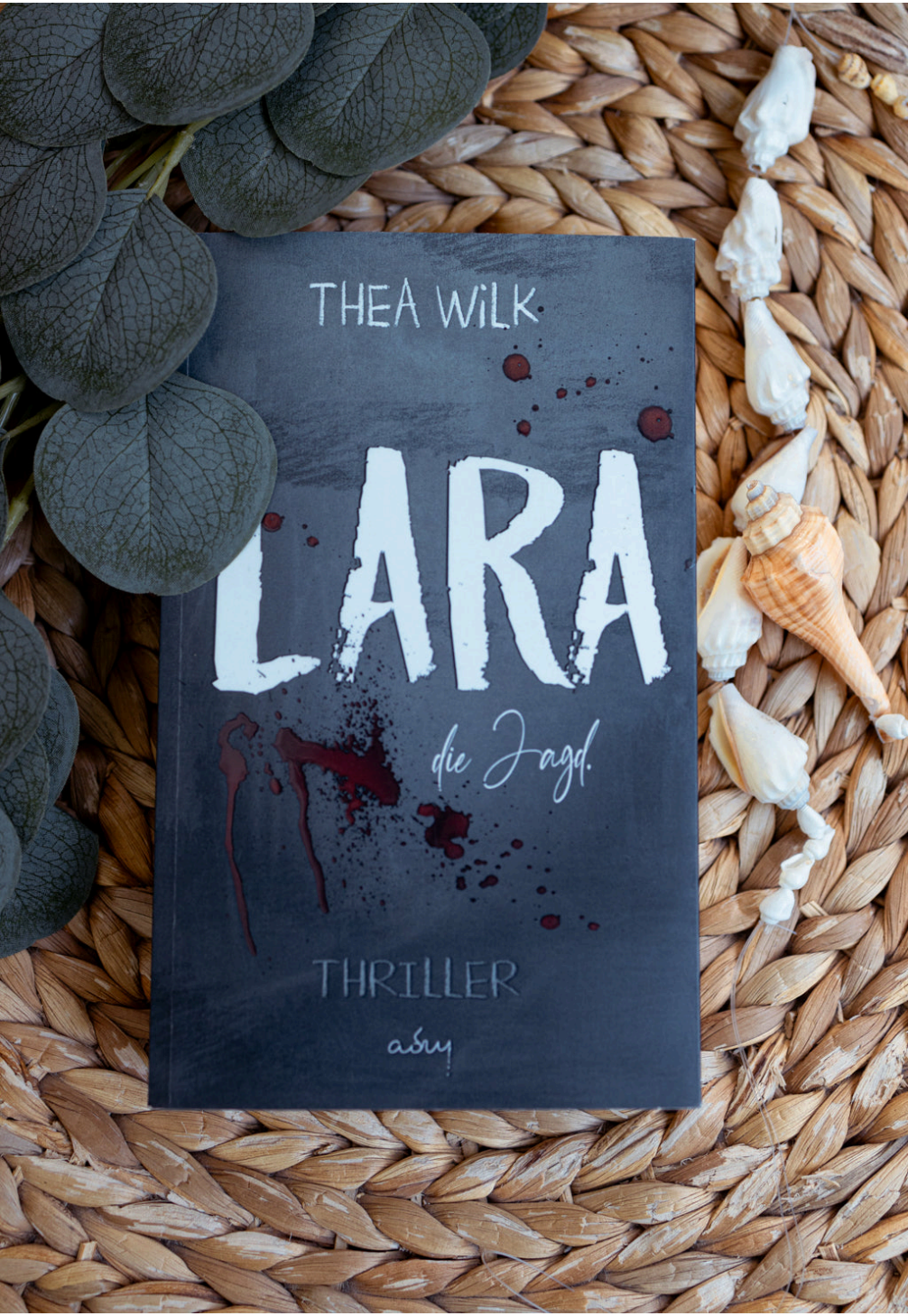
Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.


THEA WILK
LARA
die Jagd
THRILLER
ashy

asru!

Danke!

An Mama, Freya & Jona!

Ihr macht jedes Buch zu etwas Besonderem.

Weitere Kurzgeschichten zu meinen Büchern
findest du in meinem Newsletter.

theawilk.de/newsletter

THEA WILK

LARA

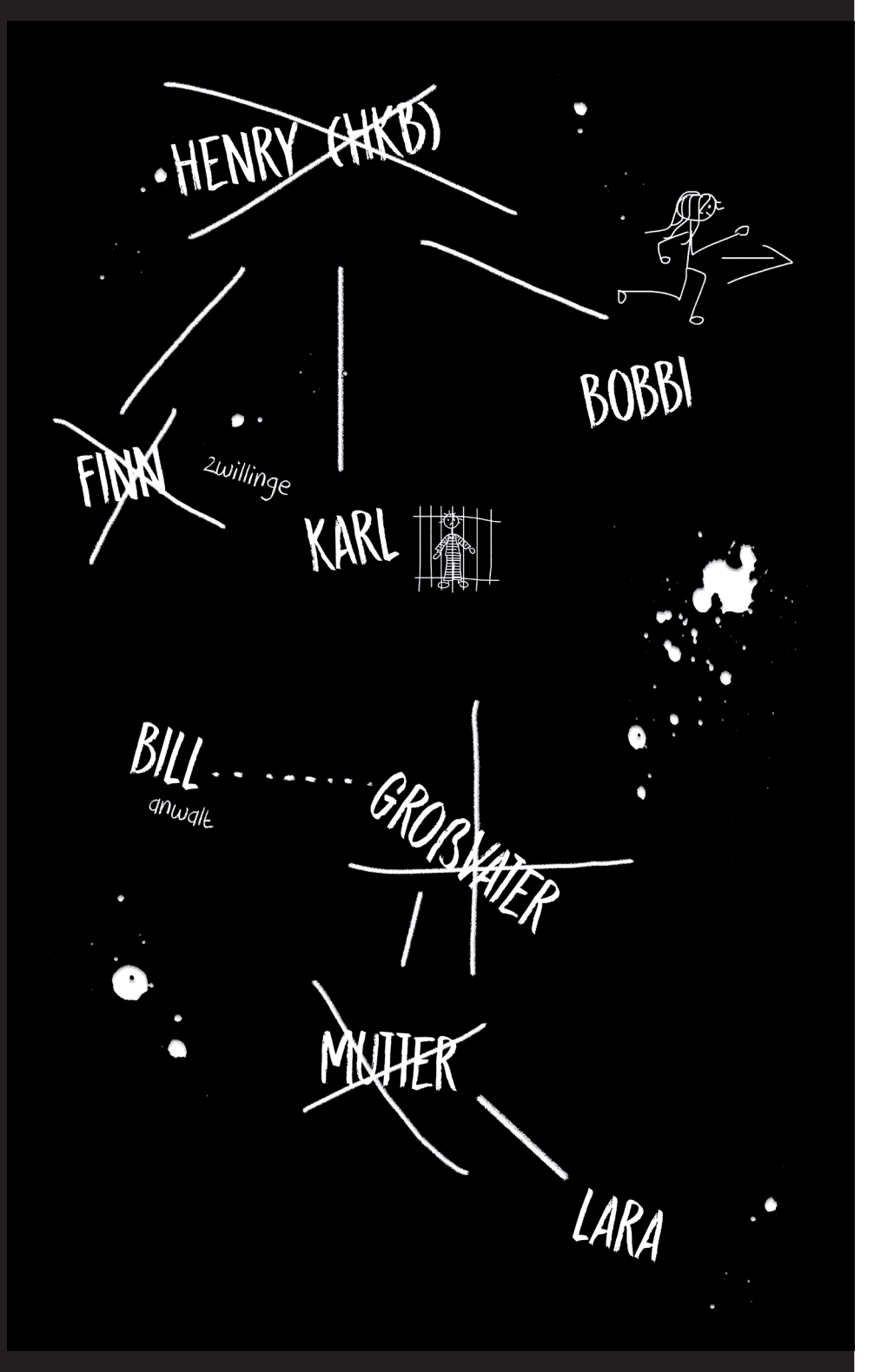
die Jagd

THRILLER

aby

auf den weg.

nicht das ziel.


HENRY (HKB)
BOBBI
FINN
2willinge
KARL
BILL
anwalt
GROßVATER
MUTTER
LARA

MOMENT MAL...

Hi, ich bin Bobbi. Erinnerst du dich an mich? Ich hoffe doch!

Okay, pass auf: Eigentlich sollte dieser zweite Teil BOBBI heißen, aber die @#$&%*!! Autorin hat auch diesen Band LARA genannt. Ich hasse sie dafür. Und weil sie jetzt Angst vor mir hat, bekomme ich wenigstens das erste Wort, um dir zu erzählen, was im letzten Teil geschah.

Also, los geht's:

Meine geliebte Lara hat vor drei Jahren das Strandhaus von ihrem Großvater geerbt und ich habe sie überredet, dort Weihnachten zu verbringen. Mit mir. Ihrer Freundin. Nicht, weil ich so große Lust auf ein bisschen verschneite Meer-Romantik hatte. Nein, ich wollte sie töten. Gemeinsam mit meinem Bruder Finn. Warum? Weil ihre Familie unseren Vater (HKB = Henry Karl Brand) auf dem Gewissen hatte.

Lara wusste davon natürlich nichts. Sie wusste auch nicht, dass wir für den Tod ihres Großvaters und ihrer Mutter verantwortlich waren und dass Finn einen Zwillingsbruder hat, der Karl heißt. Hatte, denn Finn ist leider im Strandhaus gestorben.

Das war nicht geplant, schon gar nicht, dass ich ihn töte. Es war auch nicht unser Plan, dass dieser Schönling Nik und sein Kumpel, der Polizist, plötzlich auftauchten. Letzterer ist dann auch gestorben.

Egal, das ging also mächtig in die Hose. Allerdings konnte ich abhauen, nachdem ich ein paar Wochen im Krankenhaus meine eigenen Wunden geleckt hatte.

Und weil ich immer noch wollte, dass Lara starb, habe ich ihr in ihrer Wohnung aufgelauert, nachdem sie sich mit ihrem Anwalt Bill getroffen hatte. Bill war der Freund und Anwalt ihres Großvaters und hat ihr wahrscheinlich dutzende, rührselige Geschichten über ihre gemeinsame Vergangenheit erzählt.

Er hat ihr außerdem einen USB-Stick gegeben, auf dem sie alles über das Leben und den Tod meines Vaters erfuhr. Glaub mir, es war widerwärtig. Die Hälfte davon kannten wir außerdem schon aus den Notizbüchern, in denen ihr Großvater das Leben meines Vaters aufgeschrieben hatte.

Verdammt, ich soll mich kurz fassen.

(Und das mache ich lieber. Immerhin hat die Autorin die Macht, mich einfach so tot umfallen zu lassen.)

Also, nur noch das hier: Ich habe es wieder nicht geschafft, Lara zu töten. Mein anderer, noch dümmerer Bruder Karl hat dazwischen gefunkt. Ich habe ihn niedergestochen, bin mit Lara die Treppe hinuntergefallen und dann abgehauen. Die beiden haben überlebt, aber ich war weit, weit weg.

Und nach all dem heißt dieses blöde Buch noch immer LARA???? Verstehst du das?



PROLOG

‚Es ist noch nicht vorbei, Lara. XOXO, F.‘

Schweiß rann mir über den Körper, als ich aufschreckte. Die Worte hallten nach.

Ich versuchte, die Stimme zu greifen. Wer hatte gesprochen? Bobbi oder Finn? Konnte mir mein Unterbewusstsein einen Hinweis darauf geben, wer die Nachricht geschrieben hatte?

In meinen Träumen war es kein Zettel, den mir die Hotelmitarbeiterin in einem Umschlag überreichte. In meinen Träumen stand jemand hinter mir und flüsterte die Worte in mein Ohr. Aber jedes Mal, wenn ich mich umdrehen wollte, wachte ich auf.

Wenn ich die Augen wieder schloss, um den Traum weiterlaufen zu lassen, waren es andere Bilder, die in meinen Kopf strömten.

Sieben Punkte hinter Bobbis Ohr.

Bobbi und Finn, die am Strand miteinander sprachen. Kurz bevor sie und ich durch die eiskalten Wellen tauchten.

Bobbi am Boden der Jolle.

Bobbi, wie sie mit zerschundenem Gesicht ihren Bruder erschoss.

Bobbi, wie sie in meiner Küche Cornflakes aß, während ich an einen Stuhl gefesselt versuchte, den Ton meines vibrierenden Telefons zu übertönen.

Bobbi, wie sie mich die Treppe hinunterstieß. Wie Finn meinen Großvater die Treppe hinunterstieß. Und meine Mutter.

Es waren jedes Mal die gleichen Bilder. Jedes Mal waren es Bobbi oder ihr Bruder Finn, die den Mittelpunkt dieser Bilder ausmachten.

Schließlich war es zu viel. Ich riss die Augen auf, unterdrückte die Tränen und sprang auf. Ich durfte die Emotionen nicht zulassen. Weder die Trauer über den Verlust meiner Familie noch die Wut auf mich selbst, weil ich Bobbis Spiel nicht früher durchschaut hatte. Und vor allem würde ich der Angst keinen Raum geben.



EINS

BOBBI

Der Typ war ein Vollidiot. Hatte er wirklich geglaubt, ich würde mich von ihm hierherlocken lassen, ohne Verdacht zu schöpfen? Nun ja, ich war eine gute Schauspielerin. Ich hatte mich in den vergangenen drei Jahren sogar noch gesteigert. Dank unzähliger YouTube-Videos von Menschen, die zu dumm waren, mit ihrem Wissen Geld zu verdienen und es stattdessen kostenlos verbreiteten. Sie sollten Bücher schreiben und sie verkaufen.

Ich sollte Bücher schreiben und sie verkaufen. Ich hatte sogar schon einige Titel im Kopf: ‚Wie du die wahren Verbrecher in deiner Mitte ausmachst', ‚Morden, ohne erwischt zu werden' oder ‚Wähle dein Opfer mit Bedacht'. Ich vermutete allerdings, dass die Nische zu klein wäre, um mit den Verkäufen reich zu werden.

Ich war also eine noch bessere Schauspielerin und keine Schriftstellerin geworden, seit ich Lara das letzte Mal gesehen hatte. Ja, ich dachte noch immer an sie. Jeden verdammten Tag dachte ich an sie. Aber das war auch das Einzige, was mir von ihr geblieben war. Sie versteckte sich vor den sozialen Medien und natürlich konnte ich sie nicht besuchen. Also musste ich an sie denken. Ich idealisierte ihr Bild, das sich in meinen Kopf geprägt hatte, und träumte von unserer gemeinsamen Zeit und davon, wie es wohl gewesen wäre, wenn wir uns nicht hätten trennen müssen. Und wie es sein würde, wenn wir uns wiedersahen.

Aber dieser Moment stellte nicht unbedingt den idealen Zeitpunkt für Träumereien dar. Ich sah nach unten. Die Augen des Typen waren noch immer aufgerissen. Wer hätte sie auch schließen sollen? Er selbst konnte es nicht mehr. Es waren zwar nicht mehr Entsetzen und Schock, die sich in seinen erschlafften Zügen abzeichneten, aber ich hatte das Bild davon noch genau vor mir. Wie jedes Mal fragte ich mich, ob die Ursache dafür der Schock über ihr Ableben oder über den Anblick des Fotos war, das ich ihnen präsentierte, während sie zu Boden sanken.

Er hatte nicht damit gerechnet, dass ein kleines rothaariges Mäuschen - ja, ich hatte inzwischen rote Haare und verbarg meine wahre Natur noch immer gern - ihn überwältigen würde. Er hatte mich überwältigen wollen, aber nicht mit meinem Messer gerechnet, das nun in seinem Bauch steckte.

Es sah aus wie das Messer, das ich im Haus von Laras Großvater ‚gefunden' hatte.

Aber es war keines der beiden. Natürlich nicht. Vermutlich lagen sie irgendwo vakuumverpackt in einem Büro bei den Bullen.

Ich hatte mir das gleiche Messer besorgt, was gar nicht so leicht gewesen war. Ich hatte dafür in eine größere Stadt fahren müssen und das war immer gefährlich. Ich trug dann jedes Mal ein Kopftuch, eine Sonnenbrille und eine Schwimmweste unter einem großen Pullover, damit meine Statur eine andere Form annahm.

Die Sache war es wert gewesen. Jedes Mal, wenn ich das Messer benutzte, dachte ich an Lara.

Natürlich tötete ich nicht wöchentlich einen Menschen damit. Ich war kein Monster und ich wählte meine Opfer mit Bedacht. Eigentlich war es nicht mal eine Wahl. Die Namen standen seit Jahrzehnten fest. Nein, ich benutzte es auch, um Schlösser zu knacken, Gurken zu schneiden und mir die Fingernägel zu reinigen. Wobei, das hatte ich irgendwann aufgegeben. Ich war kein Cowboy und bekam es einfach nicht hin, ohne mir wenigstens eine Schnittwunde zuzuziehen.

Ich sah in den alten Stollen hinein und schüttelte den Kopf. Dieser alte Typ hatte tatsächlich geglaubt, ich würde ihm so blind vertrauen, dass ich ihm bis tief in den Wald folgte, um mir eine alte Mine anzusehen. Natürlich hatte ich ihn erst auf den Gedanken gebracht. Ich hatte vorgegeben, mich für die Geschichte der Stadt zu interessieren, und er hatte angeboten, mir etwas davon zu zeigen.

Aber sobald wir den Stollen betreten hatten, hatte er mich gegen die Wand gestoßen und seine Finger um meinen Hals gedrückt. Für eine Sekunde - länger wäre ungünstig gewesen, weil er mir nach zwei Sekunden mit ausreichend

Druck den Kehlkopf an die falsche Stelle geschoben hätte. Das Messer hatte sein Shirt, seine Haut und sein Herz so schnell durchdrungen, dass seine Finger sich gelöst hatten, ohne mich verletzt zu haben.

Ich hatte gelernt, wie ich zustechen musste, damit der erste Stoß ausreichte. Als Frau, die kaum groß genug war, um ohne Sitzerhöhung Auto zu fahren, durfte ich es nicht auf einen Kampf ankommen lassen. Ich musste schnell und präzise vorgehen.

Allerdings lag er nun etwas zu nah am Eingang des Stollens. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er noch im Sonnenlicht über mich herfallen würde. So ein Dummkopf.

Das Dorf war ein paar Kilometer entfernt, aber wenn sich ein Spaziergänger hierher verirrte, würde er ihn entdecken. Natürlich konnten auch Tiere den Körper ans Tageslicht zerren. Aber wenn sie dies taten, würden sie wohl nicht viel von ihm übrig lassen. Deshalb sah ich meine pelzigen Freunde nicht als Risiko an.

Ich seufzte, ging in die Hocke und griff mit den Händen unter seine Achseln. Angewidert verzog ich das Gesicht, als sein kalter Schweiß meine warmen Finger benetzte. Zum Glück trug ich ein Desinfektionsmittel bei mir. Ich sollte mir wirklich Handschuhe für diese Zwecke besorgen. Aber die verursachten Müll, der wiederum Spuren hinterlassen würde. Außerdem hasste ich diese Gummidinger.

Ich spannte den Bauch an und zog mit aller Kraft an seinem Körper. Der mit Schutt und Müll übersäte Untergrund erschwerte mein Vorgehen und nach fünf Metern gab ich es auf. Der Stollen war dunkel genug. Niemand würde ihn von außen sehen.

In ein paar Stunden würde ich weg sein. Ich hatte mit niemandem in diesem Kaff gesprochen und mich nur in der Dunkelheit gezeigt. Ihn hatte ich am Straßenrand

kennengelernt. Mein Auto war einfach nicht wieder losgefahren. Ich kleines Dummchen hatte vergessen, den Gang zu wechseln. Normalerweise fuhr ich nur Automatik-Getriebe und hier, an einer Steigung, hatte ich es einfach nicht geschafft, im dritten Gang vom Fleck zu kommen. Er hatte den ‚Fehler' nach wenigen Minuten gefunden, ich hatte ihn gefragt, ob ich ihn zum Dank zu einem Kaffee einladen dürfte. Aus meiner Thermoskanne. Ich hatte ihn über das Dorf ausgefragt und die Umgebung und er hatte von der Bergbaugeschichte der Region erzählt. Dass sein Vater noch täglich in die Dunkelheit gefahren sei und all so etwas.

Ich kannte seine Geschichte. Mein Vater hatte einen Artikel über seinen Vater geschrieben.

Und nun war er Geschichte. Genau wie unsere Väter.

Ich wischte das Messer an seiner Hose ab, desinfizierte die Schneide und meine Hände und trat wieder ins Tageslicht. Mein Wagen stand etwa zehn Fußminuten entfernt in der Nähe einiger verlassener Häuser. Eigentlich war es sogar eine ganze Siedlung, in der sich seit Jahrzehnten keine einzige Menschenseele aufhielt. Abgesehen von mir.

Ich hatte ihn darauf gebracht, seine Sightseeing-Tour dort zu beginnen, und ihn überredet, mein Auto zu nehmen. Vermutlich war er glücklich darüber, dass mein Auto an diesem Ort keine Aufmerksamkeit auf sich lenken und neugierige Fragen provozieren würde. Nun, darüber war auch ich froh.

Ich hatte mich in der letzten Woche in einem der besser erhaltenen Gebäude häuslich eingerichtet und war immer wieder ins Dorf geschlichen, um seine Routinen zu beobachten. Dreimal hatte ich die Aktion mit dem Auto am Straßenrand durchziehen müssen, bis er endlich vorbeigefahren war und angehalten hatte.

Mein Weg führte mich an alten Schienen entlang durch den Wald. Früher hatte es eine Bahnverbindung gegeben,

die die Bergarbeiter direkt zur Mine gebracht hatte. Sie war zugewachsen und es sah so aus, als hätte sie seit Jahren niemand mehr betreten.

Als die Häuser in Sichtweite kamen, vibrierte mein Telefon. Das passierte nicht oft. Eigentlich gab es nur eine Person, die mich anrief, die diese Nummer überhaupt kannte. Er fragte einmal in der Woche nach, ob ich noch lebte. Irgendwie tat es gut, zu wissen, dass jemand sich dafür interessierte, ob mein Puls noch schlug.

Er schickte mir außerdem regelmäßig so viel Geld an eine Adresse in einer größeren Stadt, dass ich mir keinen Job suchen musste, was kompliziert gewesen wäre. Manchmal schaffte ich es nicht rechtzeitig dorthin und dann bestahl ich die Typen oder klaute Eier aus dem Hühnerstall eines Bauern. Zum Glück kam dies selten vor.

Ich versuchte, nicht zu stehlen, denn ich wollte keine uniformierte Aufmerksamkeit auf mich ziehen. Also lebte ich bescheiden und teilte mir mein Geld sorgfältig ein.

In leerstehenden Häusern zu schlafen war eine Möglichkeit, die Scheine zusammenzuhalten.

Ich zog das Telefon aus der Hosentasche und nahm den Anruf entgegen. Es war ein Wunder, dass ich hier Empfang hatte.

„Du lebst."

„Ja, das tue ich. Du offensichtlich auch."

„Offensichtlich."

„Was gibt es? Wir haben doch erst am Mittwoch unsere Vitalfunktionen besprochen."

Er war niemand, der um den heißen Brei herum löffelte, und sprach den Grund für seinen Anruf ohne Umschweife aus: „Sie ist dir auf der Spur."

Mein Herz tat einen ziemlich schmerzhaften Satz und brachte damit mein Sprachzentrum durcheinander. „Was … wie … woher …?" Ich war zu aufgeregt, um meine

Fragen auszuformulieren, aber er wusste, worauf ich hinauswollte.

„Nach all den sinnlosen Ideen, dich über Gesichtserkennung in sozialen Medien und bei der Lektüre von Verbrechensanzeigen zu suchen, hat sie endlich ins Schwarze getroffen."

„Wirklich? Ist sie schon unterwegs?"

Er zögerte. „Nein, aber es kann nicht mehr lange dauern, bis sie losfährt."

„Ganz allein?"

„Ganz allein."

„Dann hat sie keine Angst mehr vor mir?" Das waren gute Nachrichten. Sehr gute sogar. Wenn sie keine Angst mehr vor mir hatte, würde es leichter sein …

„Sie will dich töten, B." Er nannte mich nicht bei meinem vollen Namen, aus Angst, jemand könnte ihn belauschen. Ich hatte ihm vorgeschlagen, mich Trude zu nennen - nach der besten Freundin von Luise in Erich Kästners doppeltem Lottchen. Aber er fand die Idee nicht gut. Also sprach er mich auf die gleiche Weise an wie Serena ihre Freundin Blair in Gossip Girl. Ich hatte alle Staffeln fünfmal gesehen. Es war wirklich anstrengend, allein zu sein.

„Das glaubt sie jetzt."

„Sie hofft, dass dein Tod sie endlich weiterleben lassen kann."

„So ein Unsinn. Das letzte Mal, als Lara ein Mitglied meiner Familie getötet hat, hat das ihr Leben nicht gerade zum Besseren gewendet. Sag ihr, dass ich das gesagt habe." Ich lachte auf. Es klang etwas hysterisch und ich kicherte. Ich war so aufgeregt. Endlich gab es eine Nachricht von Lara, die etwas mit mir zu tun hatte. Sie würde mich finden. Und ich würde sie sehen. Sollte ich ihr entgegenfahren? Oder sollte ich hier auf sie warten?

„Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie dich findet?“

Ich sagte nichts. Er verstand sowieso nicht, dass ich wollte, dass sie mich fand.

„B?“

„Es klingt auch nach drei Jahren affig, wenn du mich so nennst. Oder möchtest du, dass ich deinen Namen auf seinen Anfangsbuchstaben reduziere?“

„Ich muss gleich auflegen. Wir reden schon viel zu lange. Ich wollte nur, dass du es weißt. Halt Ausschau nach ihr.“

„Ihr hübsches Köpfchen werde ich ganz sicher nicht übersehen.“

„Mach keinen Unsinn.“

„Pah, Unsinn. Nun hör aber auf.“ Dann überlegte ich. Ich konnte nicht riskieren, sie zu verpassen.

„Kannst du sie im Auge behalten?“

Er seufzte. „Sicher.“



ZWEI

LARA

Hast du mich verstanden, du blöde Schlampe?“ Sein Mund war direkt neben meinem Ohr und er schrie dennoch so laut, dass ein leichtes Fiepen darin ertönte. Ich wurde wütend. Verdammtes Arschloch.

Er stand hinter mir. Sein rechter Arm lag um meinen Hals. Das linke Handgelenk drückte von hinten gegen meinen Nacken. Der Typ war stärker als ich und ich konnte seinen Atem auf meiner Haut spüren. Ich spürte, wie sich die Feuchtigkeit der Luft, die aus seinen Lungen drang, auf

meine Wange legte. All das nahm ich im Bruchteil einer Sekunde wahr. Im nächsten Bruchteil schwang ich beide Hände nach hinten, griff nach den Fingern der linken Hand und riss sie nach vorne.

Bevor er darauf reagieren konnte, presste ich den Arm gegen meinen Oberkörper. Dann fixierte ich ihn mit der rechten Hand und hakte die linke an seinem rechten Handgelenk fest. Ich zog auch diesen Arm so weit herunter, dass ich mich aus dem Griff befreien konnte.

Ich drehte mich zu ihm, stieß mein Knie in seinen Schritt und hämmerte auf seinen Kopf ein. Zum Schluss sammelte ich meine Kraft noch ein letztes Mal, schleuderte ihn gegen die Mauer und rannte ein paar Meter von ihm weg. Er fiel nicht zu Boden. Er hatte die Hände in Richtung der Wand ausgestreckt und sich abgefangen. Langsam drehte er sich zu mir und ein Lächeln legte sich auf seine Lippen. „Klasse, Lara."

Ich schnaufte etwas und erwiderte sein Lächeln. Dann verzog ich das Gesicht und legte drei Finger auf mein Ohr, das noch immer wehtat. „Danke. Aber musstest du mein Trommelfell zum Platzen bringen?" Ich funkelte ihn an.

„Es hat dich wütend gemacht."

Ich verzog das Gesicht und brummte: „Ja."

Peter lachte auf, kam zu mir und klopfte mir auf die Schulter. Dann wandte er sich zu den anderen acht Teilnehmern: „Wer ist als nächstes dran?"

Eine blonde Frau meldete sich. Sie war noch nicht lange dabei und, wie sollte es anders sein, sie erinnerte mich an Bobbi. Klein, zierlich, blond. Sie sah aus wie ein Engel. Ich wandte den Blick ab und ging zu meinem Handtuch und meiner Flasche.

„Kommst du nach dem Kurs noch etwas mit uns essen?"

Piya sah mich fragend an. Sie wusste, ich würde Nein

sagen. Aber sie war die Einzige, die mich immer wieder fragte, ob ich Teil der Gruppe werden wollte. Nicht der Krav Maga Gruppe, in der ich seit drei Jahren fünf Mal in der Woche trainierte. Sondern Teil der sozialen Gruppe. Teil des sozialen Lebens.

Die anderen trafen sich regelmäßig, vermutlich verband sie so etwas wie Freundschaft. Aber ich war nicht hier, um Freunde zu finden. Schon gar keine weiblichen. Ich war hier, um mich gegen meine alte Freundin verteidigen zu können, wenn sie mir noch einmal über den Weg lief. Oder besser gesagt, wenn ich dafür gesorgt hatte, dass ich ihren Weg kreuzte.

Inzwischen fühlte ich mich stark und sicher genug, um diesen Schritt endlich zu gehen. Ich hatte gelernt, eine Waffe zu laden, zu entladen und gezielt damit zu schießen. Ich wusste, wie ich ein Messer versteckt halten und benutzen konnte und was ich tun musste, um mich gegen einen Angriff mit dieser Waffe zu verteidigen.

Ich wusste, wie ich mich befreien konnte, wenn ich an einen Stuhl gefesselt war und worauf ich achten musste, wenn ich einen dunklen Raum betrat. Ich konnte mich aus einem Würgegriff befreien und einen anderen Menschen mit einem einzigen Schlag oder Tritt handlungsunfähig zurücklassen.

Ich war bereit. Auch wenn ich nicht genau wusste, wofür. Würde ich sie nur festsetzen, um endlich Antworten zu bekommen? Oder wäre das unmöglich?

Zumindest wollte ich in dieser Bereitschaft keine Freunde. Ich wollte niemanden in meiner Nähe, der meine Pläne durchkreuzte. Und auch wenn ich Piya und ihre Tochter Livia wirklich mochte, würde ich nie wieder jemanden so nah an mich herankommen lassen, dass ich ihm blind vertraute. Oder dadurch riskieren, dass er bei dem Versuch, mir zu helfen, verletzt wurde.



Ich verbrachte meine Zeit damit, meinen Körper und meinen Geist zu trainieren. Um das Erbe meines Großvaters nicht aufzubrauchen, hatte ich vor einem Jahr selbst angefangen, Krav Maga zu unterrichten. Meine Schüler hassten mich. Ich war streng, ließ sie immer zehn Liegestütze mehr machen, als sie glaubten, schaffen zu können, und zeigte ihnen oft genug, wie es sich anfühlte, wenn einem jemand zu nah kam.

Erstaunlicherweise gab es trotz meiner Härte in meinen Kursen die geringste Fluktuation. Vielleicht lag es daran, dass ich jedem Teilnehmer von Anfang an erklärte, warum ich so vorging. Wir waren hier nicht in einem Fitness-Hüpf-Lalelu-Kurs. Die Frauen wollten lernen, wie sie sich gegen einen Angriff von jemandem verteidigen konnten, der der Meinung war, über ihr Leben bestimmen zu können. Und die meisten hatten dieses Training bitter nötig. So wie ich zu Beginn.

Es würde ihnen nichts helfen, wenn ich ihr Kumpel war. Ich wollte, dass sie stark waren. Ich wollte, dass sie wussten, wie es sich anfühlte, wenn man Angst hatte. Sie sollten in der realen Welt in der Lage dazu sein, über dieser Angst zu stehen.

Ich hatte mich zu Beginn vor dem Plastikmesser gefürchtet. Ich hatte Angst davor gehabt, wieder einem anderen Menschen ausgeliefert zu sein. Ich war langsam, zögerlich und ängstlich gewesen. So wie die meisten der Frauen und Mädchen, wenn sie in der ersten Stunde vor mir standen. Es war wichtig, ihnen das bewusst zu machen. Es war wichtig, dass sie sahen, dass sie noch schwach waren, damit sie eines Tages stark sein konnten.

Mit jedem Training kamen sie diesem Ziel einen Schritt näher. Manchmal kam ich mir vor wie ein Drill-Sergeant beim Seal-Training. Tatsächlich hatte ich mir von David Goggins einige Übungen abgeschaut, um die Kraft der

Frauen zu maximieren. Sie sahen mich die gesamte Zeit über mit verzerrten Gesichtern an. Und doch hielten alle durch. Jede Einzelne ging über ihre Grenzen und war nach dem Training stolz, es geschafft zu haben.

Piya hatte meine Absage akzeptiert und stand inzwischen wieder bei den anderen Frauen, während Peter das Training beendete. Wir stellten uns in eine Reihe ihm gegenüber, verbeugten uns mit einem gemeinsamen „Kida!“ und verließen applaudierend die Trainingsfläche.

Als Erste trat ich aus dem Gebäude, kettete mein Fahrrad ab, setzte den Helm auf und fuhr zu meiner Wohnung. Nachdem Bobbi mich dort überfallen hatte, hatte ich ein paar Wochen im Hotel gelebt und war die Wohnungsanzeigen im Internet durchgegangen. Landesweit, wie Bill mir empfohlen hatte. Aber ich hatte nichts gefunden.

Deshalb hatte ich mich entschieden, nicht umzuziehen. Diese Wohnung würde mich jeden Tag an das erinnern, was passiert war. Aus diesem Grund drängte Bill mich darauf, umzuziehen. Aber für mich war diese Erinnerung wichtig. Sie motivierte mich. Sie machte mich stark und wütend genug, um meinen Weg weiterzugehen. Ich wollte nicht, dass die Angst mich motivierte. Es sollte die Wut sein. Die Wut auf das, was passiert war. Die Wut auf die Menschen, die mein Leben zerstört hatten. Zweimal.

Wenn ich mir diese Wut erhalten konnte, würde ich stark sein. Ich würde fokussiert sein. Hatte ich Angst, würde ich Fehler machen. Ich würde nicht den Mut aufbringen, um bestimmte Dinge zu tun. Ich würde mich verstecken, anstatt in den Kampf zu ziehen.

Das war es, was ich wollte. Ich wollte, dass all das endlich ein Ende hatte. Aber dafür musste ich Bobbi finden

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »LARA. die Jagd.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen

Bei Amazon kaufen

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

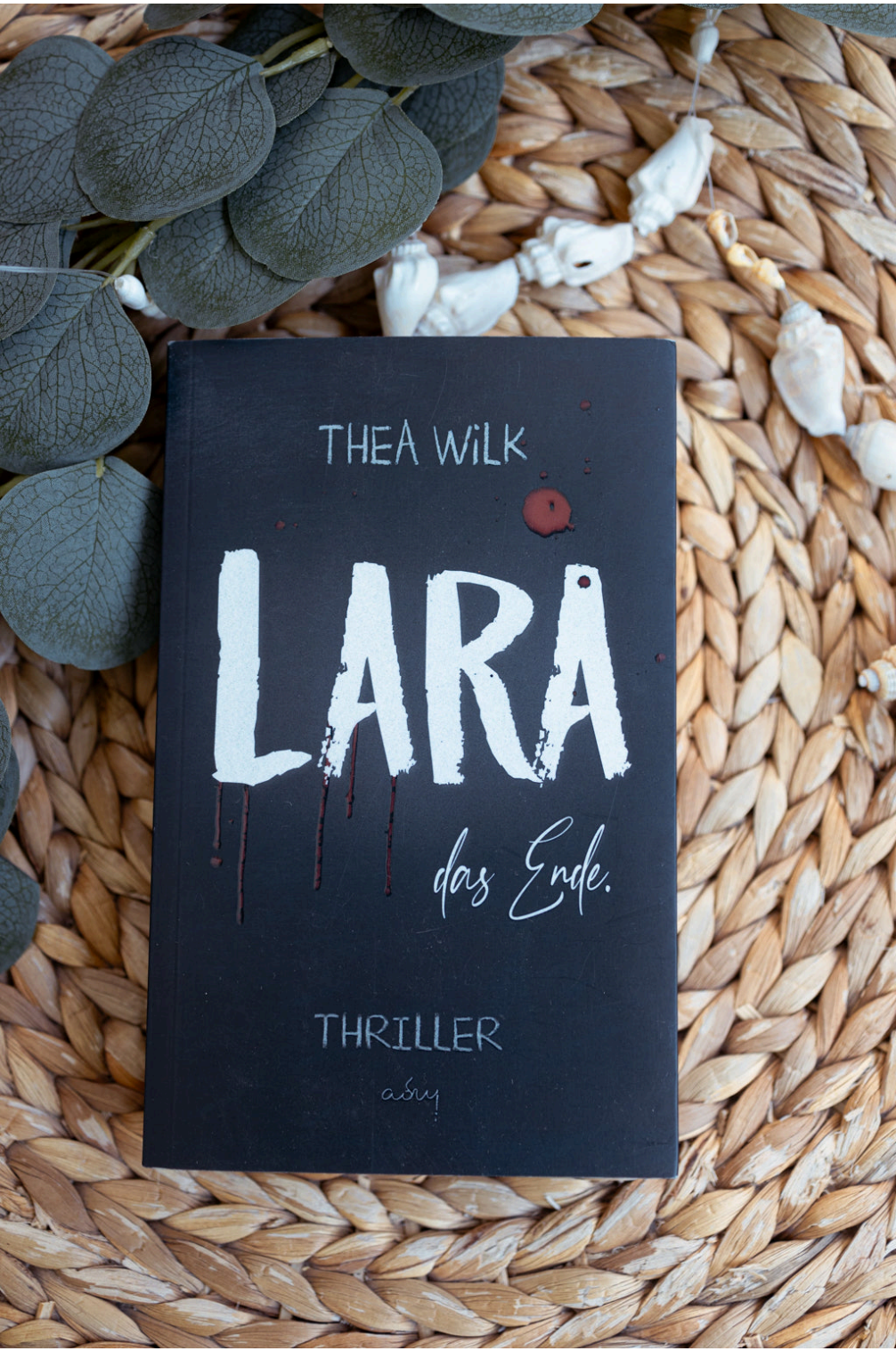
Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.


THEA WILK
LARA
das Ende.
THRILLER
aery

ashy!

Danke an dich.

Dass du meine Bücher liest, bedeutet mir viel.

THEA WILK

LARA

das Ende.

THRILLER

aby

SCHULD

verjährt nicht.


HENRY (HKB)
SWETLANA
BOBBI
FINN
2willinge
KARL
BILL
anwalt
GROßVATER
LUNA
MUTTER
MAJA
LARA

MOMENT MAL

Hi, ich bin's wieder. Wer? Mann, ey. Bobbi, natürlich.

Juchu, ich habe den zweiten Teil überlebt. Wenn auch nur knapp. Hättest du gedacht, dass Finn, der alte Saftsack, tatsächlich der süßen Lara hinterherreist, um mich abzumurksen? Haha, er hat es nicht geschafft.

Moment, du kannst dich nicht an alles erinnern? Echt jetzt? Also gut, ja, ja, ich verstehe und erzähle dir gern Laras und meine Liebesgeschichte.

Am Anfang habe ich mit der lieben Lara angebandelt, damit wir uns bei ihrer Familie für den Tod meines Vaters rächen konnten. Wir, das waren meine Brüder Finn und Karl und mein guter Freund Bill und ich. Das darf ich dir ja nun endlich verraten.

Der alte Bill ist leider vor ein paar Tagen an seinem zu großen Herzen krepiert, also, nachdem Lara ihn angeschossen hat. Sie war ein bisschen sauer auf ihn, weil er ihr nicht erzählt hat, dass er mich unterstützt, mir von ihrem Erbe gegeben und sie die gesamte Zeit über angelogen hat.

Zum Beispiel darüber, dass er ihren Großvater gehasst und es gebilligt hat, dass wir ihn und Laras Mutter töteten, damit er an das Geld vom Großväterchen rankam.

Finn und ich haben Lara dann in dessen Strandhaus ein kleines Abenteuer erleben lassen, bei dem leider Karl gestorben ist. Alle dachten, es sei Finn gewesen, den ich an

derselben Stelle erschossen habe, an der Lara als siebenjähriges Püppchen unseren Vater erledigt hat.

Aber, nee, nee. Finn, der Schlawiner, hat es irgendwie geschafft, Karl an seiner Statt sterben zu lassen. Nicht sehr nett. Und dann hat er mich in Laras Wohnung auch noch davon abgehalten, sie endgültig zu erledigen. Dafür habe ich fliehen können und er ist drei Jahre in den Knast gewandert.

Na ja, Finn weilt nicht mehr unter uns. Endlich! Nur seine Leiche, die müssen wir noch entsorgen.

Und dann kann ich mich endlich wieder dem großen Plan widmen. Du weißt es bestimmt noch: Mein nichtsnutziger Vater war ein Kinderschänder und hatte einige Freunde, die seine Abart teilten. Es vielleicht immer noch tun. Diese Typen möchte ich gern abschlachten und ich glaube, auch Lara hat ein ordentliches Interesse daran, das Leben der Kinderschänder ein wenig aufzurühren.

Ihre neue Freundin, *würg*, Maja, die Waldhexe mit dem Luna-Dobermann, ist nämlich auch eines der Opfer. Genau wie Anna, die leider von einer Brücke gesprungen ist, Lara aber ihr Auto geschenkt hat, und Sweta, also Swetlana. Sie ist Polizistin, ist mir aber sehr dankbar, dass ich ihren Vater aus dem Leben gerissen habe. Deshalb hat sie mich und Lara nicht verpfiffen, als sie uns mit Bills Leiche erwischt hat.

Leider hat sie uns angelogen.

Und dann haben wir noch ein weiteres Problem: Finns Handy klingelt ununterbrochen. Wer zur Hölle ruft dieses Scheusal an?

Ich schlage vor, wir finden es gemeinsam raus.

EINS

LARA

Müsste nicht irgendwann mal der Akku leer sein?“ Ich sah zu Bobbi. Sie starrte auf Finns Handy, das auf Majas Couchtisch lag. Wir saßen in Majas Wohnzimmer, ob seit Stunden oder Minuten konnte ich nicht sagen. Im Kamin flackerte ein Feuer und ein paar Lampen erhellten den Raum.

Bobbi hielt eine Flasche Vodka aus Majas Vorrat in der Hand, die zur Hälfte geleert war. Weder Swetlana noch Maja noch ich hatten mehr als ein Glas davon getrunken.

Ich beugte mich vor und warf einen Blick auf das noch immer leuchtende Display. Es zeigte ein Standard-Hintergrundbild, die Uhrzeit, einen Hinweis auf 23 verpasste Anrufe, eine Netzverbindung und eine kleine weiße Batterie in der rechten oberen Ecke. „Der Akku ist halb voll.“

„Ich finde, wir sollten es einfach ausschalten.“ Bobbi griff danach, aber Swetlana schlug ihr auf die Hand.

„Spinnst du?“

Wir hatten darüber gesprochen, ob das Handy eventuell getrackt wurde. Solange wir hier waren, spielte es vermutlich keine Rolle. Wenn wir es ausschalteten, würde der Anrufer vielleicht Verdacht schöpfen. Mehr als ohnehin schon.

Bobbi reagierte blitzschnell und packte Swetlanas Handgelenk. Sie zog sie zu sich. „Lass das!“

„Hört auf.“ Ich verlor die Geduld, wozu es in der aktuellen Situation nicht viel brauchte, und redete so laut, dass Luna aufhorchte, die selbst bei Bobbis und Swetlanas



Handgemenge ruhig geblieben war. Bobbi hielt Swetlana eine weitere Sekunde lang fest und stieß sie dann von sich.

Ich beobachtete die beiden. Bobbi, die sich genervt nach hinten sinken ließ, und Swetlana, die wütend und etwas überrumpelt in ihrer Position verharrte, den Blick auf Bobbi gerichtet. Vermutlich war sie erstaunt darüber, dass diese zierliche und noch dazu betrunkene Frau es geschafft hatte, ihren Angriff zu erwidern. Ich war nicht erstaunt. Ich hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass man Bobbi nicht unterschätzen durfte.

„Wir brauchen einen Plan." Maja strich beruhigend über den Kopf der Dobermann-Hündin und sah uns erwartungsvoll und mit der gleichen Ungeduld an, wie sie in mir brodelte. Es war nicht das erste Mal, dass eine von uns diese Worte äußerte. Aber bisher hatte keine eine Idee gehabt, wie wir vorgehen sollten. Wir standen nicht unter Zeitdruck. Es war unwahrscheinlich, dass jemand die Schüsse gehört hatte, und es war genauso unwahrscheinlich, dass jemand Maja um diese Uhrzeit besuchen würde. Oder dass überhaupt jemand hier auftauchen würde. Das hatte sie mehrfach erklärt.

Dennoch konnten wir Finns Leiche nicht einfach im Eingangsbereich liegen lassen. Wir hatten den Körper mit einem alten Tuch zugedeckt, aber natürlich löste das das Problem nicht. Finn lag noch immer Blut überströmt auf Majas weichem und viel zu hellen Teppich. Er war noch immer tot. Eine von uns hatte ihn erschossen. Und noch immer war nicht klar, wer den tödlichen Schuss abgegeben hatte.

Aber spielte das eine Rolle? War es wichtig, wer seinen Tod zu verschulden hatte? Nein. Wir hatten alle auf ihn geschossen, weil Finn jede von uns, ohne mit der Wimper

zu zucken, getötet hätte. Unser einziges Problem bestand also darin, ihn loszuwerden, ohne dass es jemand mitbekam. Natürlich hätten wir die Polizei rufen können. Natürlich hätten wir Mitleid mit Finns Seele haben können. Vielleicht hatten auch die anderen diese Gedanken. Aber keine sprach sie aus.

„Wir sind zu viert. Wir sind vier starke und unabhängige Frauen. Wir sollten ein Loch graben, ihn hineinschubsen, den Teppich austauschen und nie wieder ein Wort über Finn, den Barbaren, verlieren." Bobbi lallte ein wenig bei diesen Worten. Ich suchte in ihren Augen nach dem Schmerz, einen weiteren Bruder verloren zu haben. Aber wie auch schon vor drei Jahren im Strandhaus fand ich nichts.

Ich sah zu Swetlana und Maja. Sie erwiderten meinen Blick und ich konnte nicht erkennen, ob sie Bobbi zustimmten oder ihr widersprechen wollten. Stimmte ich ihr zu? Konnte es so einfach sein? Es würde einen Teil der Probleme lösen, die sich in den letzten Stunden aufgebaut hatten. „Du hast recht."

Sie sah mich überrascht an. „Wie bitte?"

„Wir müssen uns darauf einigen, dass das hier unter uns bleibt." Ich sah die anderen an. Sie nickten.

„Okay, dann wäre das ja geklärt. Aber bevor wir irgendetwas mit dem da machen …" Swetlana deutete zur Wohnzimmertür. In ihrem Blick lag eine seltsame Mischung aus Abscheu und Bedauern. „… sollten wir euer Auto vom Straßenrand wegschaffen."

Sie hatte recht. Zwar war das Auto jetzt in der Nacht nur dann sichtbar, wenn man in den Waldweg einbog. Aber sobald der Morgen das Tageslicht über die Welt streute, würde man Annas Kombi erkennen. Vielleicht wurde das Auto noch immer gesucht. Vielleicht hatte der

Polizist die Information, dass Anna das Auto an eine Lara Béyer verkauft hatte, noch nicht weitergeleitet.

„Ich gehe." Bobbi sprang auf, schwankte und ließ sich zurück in den Sessel fallen. Er knarzte unter ihrem Federgewicht.

Maja sah sie mit gerunzelter Stirn an und musterte sie. „Ich denke, du bist die Letzte, die sich jetzt um ein Auto kümmern sollte." Sie legte den Kopf schief. „Oder durch einen dunklen Wald laufen. Wahrscheinlich brichst du dir ein Bein und machst uns damit noch mehr Probleme."

Ich lachte leise auf. Maja würde sich von Bobbi ganz sicher nicht unterkriegen lassen.

Maja sah zu Swetlana. „Ich schlage vor, du passt auf, dass die da nicht abhaut, und Lara und ich holen das Auto."

„Ja, ja, das würde dir so passen. Du machst dich mit Lara aus dem Staub und lässt Sweta und mich allein in diesem Mist zurück."

Majas Mund öffnete sich ein Stück weit, aber erst nach zwei Sekunden sagte sie: „Das ist mein Haus. Hast du das vergessen? Warum sollte ich euch zwei allein mit einer Leiche in meinem Haus zurücklassen? Ich könnte natürlich schnell einen Kaufvertrag aufsetzen und das Haus an dich überschreiben. Warte, ich rufe schnell meinen Anwalt an."

„Sehr witzig." Bobbi verschränkte die Beine im Schneidersitz und trank einen weiteren Schluck Vodka. Einen großen. In ihrem Blick lag offene Abneigung gegenüber Maja. Sie war eifersüchtig und ich hatte das Gefühl, dass dies ein größeres Problem darstellen würde als Finns Leiche. Ich entriss ihr die Flasche. Zu schnell. Die Flüssigkeit schwappte über und lief mir auf die Hand.

„Hey, was soll das?" Sie funkelte mich an, den Arm nach der Flasche ausgestreckt.

Ich wischte die Finger an meiner Hose ab. „Maja hat recht, wenn wir nicht auf dich aufpassen, wirst du noch mehr Probleme machen. Wir brauchen vier klare Köpfe. Also, sieh zu, dass du deinen von diesem Scheiß frei bekommst." Ich stand auf und kippte den Rest des Flascheninhalts in das Kaminfeuer. Es zischte und die Flammen loderten auf, bevor ein Teil von ihnen erlosch. Dann sah ich zu Maja. „Lass uns gehen."

Meine Beine und meine Arme fühlten sich steif an. Es waren wohl doch eher Stunden als Minuten gewesen, die wir auf Finns Telefon gestarrt hatten. Ich griff in meine Jackentasche, ich trug tatsächlich noch immer meine Jacke, und zog den Autoschlüssel hervor. Dann sah ich zu Maja, die sich ebenfalls erhoben hatte, und deutete auf Luna, die neben ihr stand. „Nehmen wir sie mit?"

Maja blickte zu ihrer Hündin, die sie erwartungsvoll anschaute, und schüttelte den Kopf. „Nein, sie kann Swetlana helfen, auf die da aufzupassen." Sie deutete auf Bobbi und griff dann nach meiner Hand, um mich zum Eingangsbereich zu führen.

Aus dem Augenwinkel nahm ich wahr, wie Bobbi unsere Hände anstarrte. Sie hob den Blick, zog meinen auf sich und auf ihrer Stirn vertiefte sich eine Falte. Für eine Sekunde spürte ich die Herausforderung dahinter, die Wut und auch die Enttäuschung. Dann legte sich ein Grinsen auf ihre Lippen und sie wandte sich zu Swetlana. „Wenn unser Turtel-Pärchen weg ist, kannst du mir ja erzählen, warum du uns nicht gesagt hast, dass du mein Bruderherz doch gesehen hast."

Das wollte ich auch wissen.

Bobbi zwinkerte mir zu. „Keine Angst, ich erzähle euch dann, was sie mir gesagt hat."

Ich sah zu Swetlana, die auf den kleinen Teppich vor ihr auf den Boden schaute. Würde sie Bobbi die Wahrheit sa-

gen? Und wenn ja, würden Maja und ich sie auch erfahren? Und würden wir sie noch immer auf unserer Seite wollen, wenn wir wussten, warum sie uns belogen hatte?

Maja drückte meine Hand leicht. „Lass uns gehen, Lara."

Für eine Weile stand ich nur da. Ich betrachtete Bobbi und Swetlana. Keiner von ihnen vertraute ich. War es wirklich klug, die beiden allein hierzulassen? Sicher, wir alle steckten gemeinsam in dieser Scheiße, aber was würde sie daran hindern, abzuhauen?

Oder wäre das vielleicht sogar die Lösung? Ich hatte meine Antworten. Zwischen Bobbi und mir gab es nichts mehr zu klären. Ich hatte nicht länger Angst vor ihr und auch nicht davor, dass die Gefühle für sie wieder aufflammen könnten. Für mich war dieser Teil tatsächlich beendet.

Unglücklicherweise band uns nun etwas anderes aneinander. Nicht der tote Finn im Eingangsbereich. In wenigen Stunden hätten wir dieses Problem beseitigt und keine von uns hatte einen Grund, die andere zu verraten.

Nein, wir hatten ein anderes Ziel, das uns beide verband. Vielleicht würden wir nicht den gleichen Weg anstreben, um es zu erreichen, aber Bobbi und ich wollten beide, dass die Listenmänner bestraft wurden. Dass Anna und Maja, Swetlana, Bobbi selbst und all die anderen Mädchen gerächt wurden.

Wieder spürte ich den Druck von Majas Fingern an meiner Hand. Ich wandte mich zu ihr, was einen bewussten Kraftakt erforderte. In ihrem Blick lag Sorge, als sie mich musterte. Wir waren schon jetzt zu vertraut miteinander. Es war zu eng, zu nah, zu grenzenlos. Und doch war es genau das, was ich wollte und brauchte.

Als wir den Raum verließen, klingelte Finns Telefon erneut.

ZWEI

Ich hatte ihm bereits in mehreren Textnachrichten verkündet, dass Finn meine Anrufe weiterhin nicht beantwortete.

Er hatte auf keine reagiert, also musste ich ihn anrufen. Er nahm nach dem zweiten Klingeln ab. Natürlich schlief er nicht, während ich die Drecksarbeit für ihn erledigte.

Er sagte nichts.

„Ich erreiche ihn nicht."

„Dieser Idiot hat bestimmt sein Telefon im Wald verloren. Oder diese Biester haben ihn überwältigt."

„Ich bin in zwanzig Minuten dort."

„Warum dauert das so lange?"

„Es ist sind einige Polizisten unterwegs."

Er lachte auf. „Lern, Bullen zu sagen."

Ich erwiderte nichts.

„Wie lautet dein Plan?"

Ich zögerte. „Das Haus liegt tief im Wald?"

„Ja, es liegt idyllisch zwischen Fuchsbau und Eichhörnchen-Kobel." Seine Stimme wurde zu einem Zischen. „Ich weiß, wo das verdammte Haus liegt. Ich habe es dir auf der Karte gezeigt, du Idiot."

Ich räusperte mich und versuchte, ruhig zu bleiben. Ich durfte seinen Zorn nicht weiterschüren. „Ich werde nicht mit dem Auto bis vor die Tür fahren können. Und es ist zu dunkel, um ohne Scheinwerferlicht zu fahren."

Er schwieg und ich sprach weiter. „Ich werde zu Fuß gehen." Ich konnte meine Abneigung gegen diese Vorgehensweise nicht unterdrücken und sie war deutlich zwi-

schen meinen Worten zu hören. Ich hoffte, er würde einen besseren Vorschlag machen. Aber er sagte nichts.

„Dann werde ich die Lage sondieren und mit dir besprechen, wie ich weiter vorgehe."

„Was, wenn dir dazu keine Zeit bleibt?"

Ich zögerte und schwieg.

„Du wirst dafür sorgen, dass sie verschwinden."

Ich schwieg weiter. Ich wusste ganz genau, was er mit ‚verschwinden' meinte.

„Haben wir uns verstanden?"

Wieder räusperte ich mich. „Ja, ja, sicher, das haben wir."

„Dann gutes Gelingen." Er klang freundlich, als würde er mir vor einer Prüfung auf die Schultern klopfen, und legte auf.

DREI

LARA

„Was geht in deinem Kopf vor?“ Maja hielt noch immer meine Hand. Inzwischen war es jedoch nicht mehr nur eine reine Bezeugung unserer Vertrautheit, sondern bloße Notwendigkeit. Wie vor ein paar Stunden war es zu dunkel, um den Weg ohne Taschenlampe zu erkennen, und wir wollten einander nicht aus den Augen verlieren.

So oder so, die Berührung tat gut. Sie brachte einen Funken Gutes in diese ganze Scheiße.

„Fragst du das echt?“ Wir waren seit etwas mehr als zehn Minuten unterwegs und hatten seither kein Wort miteinander gewechselt. Jede steckte in ihren Gedanken fest. Zumindest ging es mir so. „Entschuldige.“

„Nein, du hast recht. Die bessere Frage wäre wohl: Was ist gerade am stärksten in deinem Kopf los?“

„Ich traue ihr nicht.“

Sie lachte auf. „Wem genau?“

Ich zögerte und lachte dann selbst. „Keiner von beiden.“

„Ich auch nicht.“

„Warum hat Swetlana uns belogen?“

„Bobbi wird es rausfinden.“

Ich war unsicher, ob sie dazu in der Lage sein würde. „Vielleicht, aber wird sie es auch uns erzählen?“

„Sie ist eifersüchtig.“

„Du hast es auch gesehen.“

„Sie war von Anfang an eifersüchtig.“

„Das wird ein Problem werden.“

Maja lachte erneut auf. „Es ist bereits ein Problem. Hast du ihren …“

Ich ließ sie nicht weitersprechen. Oder gehen oder irgendetwas tun. Bevor sie ihre Frage beenden konnte, riss ich sie an ihrem Arm runter vom Weg, hinein in den Wald zwischen die Bäume. Wir stolperten über Wurzeln und fielen auf das Unterholz. Mein Telefon landete vor mir auf dem Boden und ich griff reflexartig danach, um die Taschenlampe zu verdecken.

Maja fragte nicht, warum ich uns vom Weg abgebracht hatte. Sie sah die Scheinwerfer selbst. Wir waren nur noch etwa einhundert Meter von der Straße entfernt und auf dem halben Weg bis dorthin näherte sich ein Auto. Sekunden später stoppte der Wagen ein dutzend Schritte vor uns und die Scheinwerfer wurden ausgeschaltet.

Wir warteten schweigend.

Schließlich öffnete sich die Tür und ein Mann stieg aus. Die Innenraumbeleuchtung des Autos tauchte ihn in ein fades Licht, das seine Züge kaum erkennen ließ.

„Wer ist das?“ Ich flüsterte.

„Keine Ahnung. Du?“ Auch Maja sprach so leise wie möglich.

„Ich weiß es nicht.“ Auf diese Entfernung erkannte ich sein Gesicht zumindest nicht.

Er schlug die Tür zu, verriegelte das Auto und das Licht erlosch. Schließlich hörten wir seine Stimme. Leise, aber nicht flüsternd: „Ich bin jetzt hier. In fünfzehn Minuten sollte ich beim Haus sein.“

Ich schluckte und lauschte aufmerksam, als er nach einer Pause weitersprach. „Was soll ich mit den Frauen machen, wenn Finn nicht mehr dort ist?“

Wieder schwieg er, während mein Herzschlag sich weiter beschleunigte. Ich hätte aus dem Wald auf ihn zu ren-

nen und ihn mit wenigen Schlägen und Tritten ausschalten können, aber was hätte das genutzt? Offensichtlich war er nicht der Einzige, der wusste, dass wir hier waren. Außerdem würde ich nicht eine Person nach der anderen aus dem Weg schaffen. Das hier war kein Computerspiel, in denen ich ohnehin nie besonders gut gewesen war.

„Und wenn sie bewaffnet sind?"

Er schwieg.

„Alles klar, ich sorge dafür, dass sie uns nicht im Weg stehen."

Wieder hörte er der Person am anderen Ende der Leitung zu.

„Ja, ich verstehe."

Maja flüsterte neben mir. „Er soll uns umbringen."

Ich nickte. Es sah ganz so aus, als wäre dieser Typ hier, um Finn zu finden. Und um jeden aus dem Weg zu räumen, der ihn dabei behindern könnte. Was würde er wohl machen, wenn er herausfand, dass Finn nicht mehr lebte? Wir würden mit ihm fertig werden, ja. Aber wie viele Leute steckten hinter ihm und dem Anrufer? Stand er auf Finns Seite oder war er hier, weil das Gegenteil der Fall war?

Seine Stimme veränderte sich etwas. „Ja … ja, ich verstehe. Alles klar, ich mache mich jetzt auf den Weg." Damit beendete er den Anruf. Eine Sekunde später erhellte das Licht des Smartphones seine Gesichtszüge. Ich hatte immer noch keine Idee, wer er war. Er sah sich um und ging los. In unsere Richtung.

„Sollen wir ihn uns schnappen?"

„Psst." Ich legte Maja die Hand auf die Schulter.

Er schritt weiter auf uns zu. Nun beleuchtete die Taschenlampe seines Handys den Weg vor ihm. Das Displaylicht erhellte weiterhin sein Gesicht. Als er nur noch

ein paar Meter von uns entfernt war, konnte ich es deutlich erkennen. Etwas darin kam mir bekannt vor, aber ich konnte ihn nicht einordnen.

Der Radius des Taschenlampenscheins war nicht groß genug, um auf uns zu fallen. Er beleuchtete kaum genug Weg, damit der Mann erkennen konnte, wohin ihn sein nächster Schritt führen würde.

Es war gerade einmal ein paar Stunden her, dass Bobbi und ich diesen Weg entlanggegangen waren. Nur wenige Stunden, in denen so viel passiert war. Finn. Swetlana. Konnte sie etwas mit dem Unbekannten zu tun haben? Hatte sie ihn informiert? War der Mann ein Polizist? Einer ihrer Kollegen? Ein Polizist wäre sicher nicht allein gekommen. Oder? Warum fragte er, was er mit uns machen sollte? Als wären wir nur eine Last, die es loszuwerden galt.

So wie Finn für uns. Er war kein Mensch, dessen Leben durch unsere Schüsse ausgelöscht worden war. Er war ein Hindernis, eine Belastung. Etwas, das wir aus dem Weg räumen mussten. Wann hatte ich aufgehört, das Leben als solches zu schätzen? Ja, Finn hatte seinen Tod herausgefordert und genau genommen, hätte er längst tot sein sollen. Aber dass mir sein Tod so gar nichts ausmachte, fühlte sich nicht gut an.

Der Mann aus dem Auto hatte inzwischen einige Dutzend Meter zwischen sich und uns gebracht. Er steuerte direkt auf Majas Haus zu. Ich zog mein Handy hervor und schaltete es ein, bedacht darauf, den Schein der Displaybeleuchtung durch meine Jacke abzuschirmen.

‚Jemand ist auf dem Weg zum Haus.‘

‚Ihr müsst verschwinden.‘

‚SOFORT.’

Ich schickte jede der drei Textnachrichten einzeln ab in der Hoffnung, dass Bobbis Aufmerksamkeit auf diese

Weise schneller geweckt wurde. Ich wagte es noch nicht, sie anzurufen. Der Wald lag still um uns. Und auch wenn die ersten Vögel ihren Lockgesang anstimmten, würde jedes andere Geräusch den Unbekannten aufhorchen lassen. Ich wollte nicht riskieren, dass er uns bemerkte. Zwar trug ich meine Waffe bei mir und hatte sie neu geladen. Jedoch hatte ich nicht vor, einen weiteren Menschen zu töten. Nicht in dieser Nacht. Nie wieder.

Ich hätte auch Swetlana schreiben können, aber ich wusste schließlich nicht, ob der Typ nicht doch mit ihr zusammenarbeitete.

Bobbi antwortete: ‚Was redest du? Wer kommt?'

Ich konnte die Trägheit ihrer Worte fast durch die geschriebenen Buchstaben spüren. Sie war betrunken und ganz sicher nicht in der Stimmung, ein weiteres Mal zu flüchten. Es hätte mir egal sein können. Was machte es schon, wenn jemand sie fand? Und Swetlana? Was wusste ich schon von ihr? Dieser Typ konnte zu ihr gehören oder nicht. So oder so hatte sie uns auf Finn bezogen angelogen.

Und dennoch. Etwas Größeres als das hier verband uns vier.

‚Ein Typ.'

‚Er ist in den Waldweg gefahren.'

‚In zehn Minuten ist er beim Haus.'

‚Verschwindet!'

‚Kommt zum Kombi.'

‚Bringt Luna mit.'

‚Wir warten dort.'

Sekunden vergingen, bevor sie antwortete. ‚Ok.'

„Ich denke, wir können raus." Maja flüsterte so leise, dass das Geräusch auch vom Rauschen der Blätter in den Bäumen hätte stammen können. Erst jetzt nahm ich mei-

ne Umgebung wirklich wahr. Die toten Äste und das alte Laub unter mir. Der modrige und gleichsam frische Duft des Waldes. Die vielen kaum hörbaren Geräusche, die die akustische Kulisse zum Gesang der Vögel bildeten: das Rascheln von Blättern, ausgelöst durch Kleintiere, Majas Atem, mein eigenes Herz, das rasend klopfte.

Ich wartete noch eine halbe Minute, bevor ich antwortete. „Okay, ich denke, du hast recht." Ich sah zum Auto. Es bestand das geringe Risiko, dass sich eine weitere Person darin befand. „Lass uns noch ein Stück durch den Wald gehen. Bis wir hinter dem Wagen sind." Auch ich flüsterte so leise, wie es mir möglich war.

„Okay."

Wir krochen auf allen Vieren über den Waldboden. Da wir es nicht wagten, die Taschenlampen einzuschalten, stießen wir auf diese Weise alle paar Meter gegen einen Baum. Meine Finger und Knie schmerzten, wenn sie auf einen harten Zweig trafen und immer wieder fasste ich in etwas Glitschiges, das ein Pilz, aber auch etwas ganz anderes sein konnte.

Ich dachte nicht darüber nach und krabbelte weiter. Wir konnten nur Schemen des Wagens erahnen, die sich dank des matten Mondlichts gegen den dahinterliegenden Wald abgrenzten. Dennoch reichte das Licht, damit wir erkannten, wann wir das Auto passiert hatten.

Etwa zehn Meter dahinter verließen wir den Wald. Wir schlichen über den Weg und ich wollte Maja weiter zum Kombi ziehen, aber sie blieb stehen.

„Was ist los?"

Sie zog etwas aus ihrer Tasche, schaltete das Display ihres Telefons ein und in dessen Schein erkannte ich ein langes Messer. Dasselbe Messer, das Bobbi benutzt hatte, um das Kaninchen zu filetieren.

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »LARA. das Ende.« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.


A.D. WILK
THEA WILK
NICHT
(UN)SCHULDIG
OSTSEE-THRILLER
SPIEGEL
Bestseller-
Autorin

Nicht (un)schuldig

Leseprobe

THEA WiLK

Eins

Donnerstag

Hallo, Mama«, sagte ich, obwohl ich es nicht mochte, auf eine Mailbox zu sprechen. Ich wusste nie, ob die andere Person sich die Nachricht auch wirklich anhören würde. Meine Mutter allerdings war dabei gewesen, als die ersten Anrufbeantworter mit Magnetbändern Telefonate entgegennahmen. Deshalb wusste ich, dass sie meine Nachrichten abhörte. Auch wenn sie so gut wie nie darauf antwortete.

»Ich kann heute leider nicht vorbeikommen. Die Arbeit. Du weißt schon.« Ich wartete eine Windböe ab, die vom Meer her zu mir wehte und etwas Gischt mit sich brachte. »Ich melde mich danach, damit wir besprechen können, ob es morgen für dich passt. Oder du schreibst mir eine Textnachricht.«

Meine Mutter war 79. Doch so wirkte sie nicht. Sie brauchte keine Gehhilfe und im Sommer wie im

Winter ging sie mit mir oder ihren Freundinnen stundenlang am Strand spazieren, ohne aus der Puste zu geraten. Irgendetwas hielt diese vier Frauen fit wie Turnschuhe. Fitter als viele meiner Freundinnen und zwar nicht nur körperlich. Nicht nur einmal hatte meine Mutter einer dieser Freundinnen erklärt, wie sie eine bestimmte Einstellung auf ihrem Handy vornehmen musste.

Ich steckte das Telefon in die Tasche und zog meinen Mantel fester um meinen Körper. Es war November. Ein kalter Ostwind würde in den nächsten Tagen Temperaturen nahe der Nullgradgrenze auf die Insel bringen. Nicht kalt genug für Schnee.

Mein Telefon klingelte. Halb erwartete ich, dass meine Mutter mich zurückrief. Manchmal hatte sie einfach keine Lust, ans Telefon zu gehen, hörte zunächst die Nachricht ab und meldete sich dann. Doch es war Daniel.

»Hallo, Schatz.« Daniel und ich waren seit zwei Jahren zusammen. Wir waren beide schon näher an der fünfzig als an der vierzig und hatten einige gescheiterte Beziehungen hinter uns. Mit ihm war alles irgendwie leicht. Wir hatten uns auf einem Feministische Fraueninitiative Berlin Vereinstreffen kennengelernt. Meine Mutter hatte den Verein

mitbegründet. Daniels Mutter war Mitglied darin gewesen. Sie war wenige Monate zuvor gestorben und er war für sie dort erschienen.

»Hey, bist du schon bei deiner Mutter?«

»Nein, und ich schaffe es heute auch nicht zum Abendessen. Eine der Mitarbeiterinnen aus diesem Hotel hat sich gemeldet. Sie will nun doch mit mir sprechen.«

»Das ist großartig.« Ich liebte es, wie er sich für mich freute. Wie er sich für meine Arbeit interessierte. Daniel las jeden meiner Artikel, bevor ich sie abgab. Sein Feedback war präzise und konstruktiv, nie wertend, aber immer hilfreich. Vermutlich lag es daran, dass er in seinem Job als Lehrer für Geschichte und politische Bildung täglich mindestens drei Zeitungen las. Er wusste einfach, worauf es in einem guten Artikel ankam. Wann ihn etwas langweilte oder ihm Informationen fehlten.

»Dann sag Bescheid, sobald du weißt, wie spät es wird. Ich bereite dann etwas vor.«

»Danke.«

»Wo trefft ihr euch?«

»Du weißt, dass ich dir das nicht sagen kann.« Ich war keine Enthüllungsjournalistin, aber hin und

wieder schrieb ich sehr brisante Artikel, die in dieses Feld fielen. Von Anfang an war mir der Schutz der Menschen, die mir ihre Informationen anvertrauten, am wichtigsten gewesen. Selbst wenn ich dann nicht alle diese Informationen nutzen konnte.

»Und du weißt, dass ich mir Sorgen mache, wenn du dich mit Fremden in irgendwelchen Gassen in Wolgast triffst.«

»Netter Versuch.« Ich schüttelte lachend den Kopf. »Und jetzt lass mich meine Arbeit machen. Du hast doch sicher noch Klassenarbeiten zu korrigieren, oder?«

Er lachte ebenfalls. »Bis später. Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich.«

Ein paar Minuten, nachdem wir das Gespräch beendet hatten, erreichte ich den schmalen Strandaufgang, der zu Papas Café führte. Ich kam gern hierher. Die beiden Betreiberinnen waren nett, der Kaffee fantastisch und der Kuchen lecker. Meine Informantin arbeitete in einem Fünf-Sterne-Hotel in Heringsdorf, weit genug von Zinnowitz entfernt. Natürlich liefen wir auf dieser Insel, die wie ein Dorf war, trotzdem Gefahr, dass jemand sie erkannte. Jetzt im November, außerhalb der Saison, waren nur

wenige Touristen auf der Insel. Dadurch stachen die Einheimischen leichter aus der kleiner gewordenen Masse heraus. Außerdem hatten sie mehr Zeit, sich in Cafés zu setzen.

Sie saß bereits an einem der Tische und las in einem Buch, als ich eintrat.

Mia stand hinter dem Tresen. »Hallo, Linda. Wie schön, dich zu sehen. Das Übliche?«

»Du gibst einem wirklich das Gefühl, nach Hause zu kommen, Mia. Sehr gern.«

Sie lächelte breit. »Wie schön, dass es sich so anfühlt. Ich freue mich immer, dich zu sehen.«

»Mir geht es auch so.« Ich deutete in Richtung meiner Informantin. »Ich bin heute mit einer Freundin verabredet.«

»Alles klar, ich bringe dir deine Bestellung an den Tisch.«

»Danke.« Ich zog meinen Mantel aus und ging zu dem Tisch ganz in der Ecke am Fenster. Außer uns waren vier weitere Gäste da. Eine Frau aß warmen Apfelkuchen mit Vanilleeis, das aus Ellies Eisladen stammt. Der Laden hatte erst im Sommer aufgemacht und ich ging viel zu oft dorthin, weil das Eis so gut war. Ich freute mich für Mia und Clara, dass auch an

einem Donnerstagnachmittag im November etwas zu tun war.

»Hallo, Marlene.«

Marlene klappte ihr Buch langsam zu und sah zu mir auf. Sie hatte mit dem Rücken zum Tresen gesessen, weshalb ich ihre zerzauste Gestalt erst jetzt wirklich wahrnahm. Ich kannte sie als akkurat frisierte und geschminkte Frau. Jetzt trug sie kein Make-up, ihre Augen waren gerötet und ihre Haare wirkten, als hätte sie sie gerade aus einem unordentlichen Knoten gelöst, den sie zuvor den gesamten Tag über getragen hatte. Sie sagte nichts.

»Danke, dass du mit mir sprichst.«

Sie nickte nur.

»Ist es okay, wenn ich unser Gespräch aufnehme?«

Sie schluckte hart, nickte aber dann. Sie vertraute mir. Gut. Es hatte ein paar Wochen gedauert, bis ich dieses Vertrauen gewonnen hatte. Wenn ich ehrlich war, wusste ich noch nicht, wo ich mit dieser Recherche landen würde. Eigentlich hätte ein Teil davon längst bei der Polizei liegen müssen, doch ich wollte auf den Kern kommen, bevor irgendwelche Kripobeamten sich einmischten. Nicht, dass ich glaubte, bessere Ermittlungsarbeit leisten zu können

als sie. Doch ich hatte ein anderes Motiv.

Ich wartete, bis mir Mia meinen Latte Macchiato mit Kürbisaroma und mein Stück Apfelkuchen gebracht hatte. Natürlich mit dem Eis von Ellie. Dann holte ich mein Handy aus der Tasche. Ich aktivierte den Flugmodus, weil ich nicht wollte, dass uns jemand unterbrach, und öffnete die Sprachmemo-App.

Die anderen Tische waren weit genug entfernt. Niemand würde uns hören. Trotzdem sah Marlene sich immer wieder um. Entweder würde sie die Nervosität mit der Zeit verlieren oder sie würde zunehmen und letztendlich dafür sorgen, dass sie das Gespräch abbrach.

Trotzdem durfte ich sie nicht hetzen. Ich musste mit langsamen Fragen anfangen, damit sie sich wohlfühlte. Damit sie erkannte, dass es mir nicht um die Story ging, sondern um sie und die anderen Frauen.

»Wie geht es dir?«, fragte ich, während ich mir Süßstoff in meinen ohnehin schon sehr süßen Kaffee kippte.

Sie sog die Luft scharf ein. Allein das war schon eine Antwort. »Nicht gut.« Ihre Stimme kratzte und sie räusperte sich. Dann wiederholte sie: »Nicht gut. Ich

kann so nicht weitermachen.«

Ich nickte und lächelte verständnisvoll. »Deshalb bist du hier.«

»Ja.«

Frauen wie Marlene trafen sich lieber mit mir, als zur Polizei zu gehen. Sie wollten vor allem, dass ihnen jemand zuhörte. Dass es aufhörte. Dass jene, die dafür sorgten, dass es ihnen schlecht ging, bestraft wurden. Doch sie wollten nicht diejenigen sein, die auf der Klagebank saßen und in aller Öffentlichkeit erzählten, was geschehen war. Zumindest jetzt noch nicht.

»Wo möchtest du anfangen?«

Sie sah mich etwas irritiert an. Vermutlich hatte sie damit gerechnet, dass ich ihr knackige Fragen stellte, die sie nacheinander beantworten würde. Doch dann würde ich nicht herausbekommen, was sie mir wirklich zu sagen hatte. Stattdessen würde ich am Ende einen Artikel erhalten, den ich zuvor geplant hatte. Als würde ich ein Gerüst mit ein paar Fakten füllen, die Marlene mir lieferte. Doch das war nicht mein Ziel. Ich wollte die Wahrheit herausfinden. Ich wollte Marlenes Geschichte erzählen.

Sie sah aus dem Fenster. Etwa eine Minute lang

überlegte sie. Ich wartete. Sie brauchte diese Zeit.

»Zu Beginn wirkte alles vollkommen harmlos. Es ist normal, dass die Leute aus dem Service im Büro des Küchenchefs sind, wenn sie eine Pause machen. Ich war gern dort. Man ist nie allein. Und es ist lustig, wenn die richtigen Leute da sind.«

»Wann hat sich das verändert?«

»Im August hatten wir eine große Gesellschaft, die bis weit nach Mitternacht blieb. Ich war eine der letzten, die das Restaurant aufgeräumt hat. Zusammen mit einer Auszubildenden. Es tat mir leid, dass sie so lange bleiben musste, aber sie fand es nicht schlimm. Wir haben einen ähnlichen Heimweg und sie wollte nicht alleine gehen.«

»Was ist passiert?«

»Wir haben das Restaurant auf unterschiedlichen Wegen verlassen, weil das Mädchen noch etwas an der Rezeption vorbeigebracht hat. Ich bin durch die Küche in den Personalbereich gegangen. Auf dem Weg zu den Umkleiden durchquert man eine weitere, viel größere Küche, in der der Konditor arbeitet und für Großveranstaltungen gekocht wird. Dort befindet sich auch das Büro des Küchenchefs. Es brannte noch Licht. Das hat mich nicht überrascht, weil er oft

länger bleibt, selbst wenn die Küche schon seit Stunden zu ist. Er plant Menüs, löst Bestellungen aus und manchmal sitzt er auch einfach nur dort und liest.«

Ich unterbrach sie nicht, machte mir keine Notizen. Ich wollte, dass sie sich vollkommen wohlfühlte. Dass sie vergaß, wer ich war und warum wir dieses Gespräch führten. Sie sollte das Gefühl haben, loslassen zu können.

»An diesem Abend war er nicht allein. Normalerweise wäre ich ins Büro gegangen, um noch ein Glas Wein mit den anderen zu trinken. Doch die Auszubildende hat auf mich gewartet und deshalb hatte ich bereits angekündigt, dass ich nicht dabei sein würde. Es war spät. Deshalb bin ich weitergegangen. In der großen Küche war es dunkel und ich habe das Licht eingeschaltet. Da haben sie mich bemerkt. Auf jeden Fall kam eine Küchenhilfe mit schnellen Schritten hinter mir her. Sie ist einfach an mir vorbeigerannt, hat sich die Kleidung gerichtet und ist in der Toilette der Damenumkleide verschwunden.« Marlene schwieg.

Nach einer Weile fragte ich: »Was hast du damals gedacht?«

»Dass sie und der Küchenchef eine Affäre haben und

sie sich ertappt gefühlt hat. Heute weiß ich, dass es anders war. Denn er hat mit mir gemacht, was er bei ihr nicht geschafft hat.«

Zwei

Marlene hatte mir mehr erzählt, als ich erwartet hatte. Sie hatte keine Namen genannt, doch ich würde sie herausfinden. In unserem Gespräch hatte sie außerdem entschieden, dass sie kündigen und zur Polizei gehen wollte. Ob sie es letztendlich wirklich tat, würde sich zeigen. Es war November. Kaum ein Hotel oder Restaurant stellte jemanden ein. Besonders nicht dann, wenn man gerade einen Kollegen verklagte.

Nachdem ich die Rechnung bezahlt, mich von Mia verabschiedet und das Restaurant verlassen hatte, atmete ich tief die kühle Luft ein und versuchte, all das Gesagte mit dem nächsten Ausatmen loszulassen. Es klappte natürlich nicht. Aus diesem Grund hatte ich mich nach zehn Jahren Sozialarbeit vollständig auf meine Arbeit als Journalistin fokussiert, der ich bis dahin nur in geringem Umfang nachgegangen war. Ich war nicht besonders gut darin, die Schicksale der anderen Menschen loszulassen. Ich machte sie immer irgendwie zu meinen.

Ich entschied mich, trotz der Dunkelheit, am Strand bis zur Seebrücke zu gehen. Der Ostseewind würde meinen Kopf zumindest ein bisschen durchpusten. Erst am dritten Strandaufgang fiel mir wieder ein, dass ich mein Handy in den Flugmodus geschaltet hatte. Außerdem wollte ich Daniel Bescheid geben, dass ich fertig war.

»Ich bin in zwanzig Minuten zu Hause. Wenn du möchtest, kümmere ich mich ums Essen.«

»Unsinn. Ich fange gleich an.«

»Danke.«

Daniel war vor einem Jahr zu mir gezogen. Meine Wohnung war immer zu groß für mich allein gewesen. Drei Zimmer. Jetzt teilten wir uns Arbeitszimmer, Schlafzimmer und Wohnzimmer, Küche und Bad. Es war schön, nicht mehr allein zu sein. Es war schön, dass jemand zu Hause war und das Essen vorbereitete, wenn ich einen langen Tag hinter mir hatte.

Ich legte auf und scrollte mit klammen Händen durch die verpassten Anrufe und Nachrichten. Die Redaktion der Ostsee-Zeitung, die vermutlich die Menschen auf Usedom-Reihe besprechen wollte, die wir für das nächste Jahr planten, hatte angerufen. Ich

war noch immer der Meinung, dass es Frauen auf Usedom heißen sollte, und genau deshalb riefen sie höchstwahrscheinlich auch an. Denn ich hatte ihnen wieder ausschließlich weibliche Interviewpartnerinnen vorgeschlagen. Darunter Mia und Clara von Papas Café und Ellie aus Ellies Eisladen sowie Nele Martens, die die Boutique ihrer Großmutter übernommen hatte.

Ich würde sie morgen zurückrufen. Mein Arbeitstag war beendet.

Meine Mutter hatte sich nicht gemeldet, weshalb ich ihre Nummer erneut wählte. Wieder nur die Mailbox. »Hallo, Mama, ich noch mal. Ruf zurück, wenn du das hörst.«

Ich öffnete unseren Chat auf WhatsApp.

Zuletzt online um 9:32 Uhr

Das war seltsam. Normalerweise war sie mindestens einmal in der Stunde online. Sie und ihre drei Freundinnen tauschten sich permanent über politische Themen oder Backrezepte aus. Weil die anderen Berlin nie verlassen hatten oder vielmehr, weil sie nie wie wir nach Zinnowitz gezogen waren, funktionierte das nur über das Telefon oder das Internet.

Mein Telefon klingelte. Es war nicht die Redaktion, sondern eine Nachbarin meiner Mutter.

»Hallo Frau Engels.«

»Hallo, Linda.« Frau Engels kannte mich, seitdem meine Mutter und ich vor 35 Jahren hierhergezogen waren. Wie so viele andere Frauen im Umkreis meiner Mutter hatte sie nie damit aufgehört, mich zu duzen, mir selbst dieses Du aber nie angeboten.

»Ist alles in Ordnung?«

Sie zögerte und mein Brustkorb zog sich etwas zusammen. »Das weiß ich nicht. Ich bin nicht sicher. Meine Augen sind nicht mehr so gut. Ich glaube, es sitzt jemand bei deiner Mutter auf dem Balkon. Ich habe versucht, sie anzurufen, aber sie geht nicht ran. Und sie macht nicht auf, wenn ich klingele.«

»Danke, Frau Engels. Ich sehe mal nach.«

»Sag mir Bescheid, ja?«

»Das mache ich.«

Wir beendeten das Gespräch und ich wählte erneut Daniels Nummer.

»Hast du spezielle Wünsche fürs Essen?«, fragte er belustigt.

»Nein, aber es wird später. Ich gehe noch kurz zu meiner Mutter.«

Er schien meinen leicht unsicheren Unterton wahrzunehmen. »Was ist passiert?«

»Ich hoffe, nichts. Ich erreiche sie nicht. Außerdem war sie seit heute Morgen nicht mehr online. Und jetzt hat auch noch eine Nachbarin angerufen und erzählt, es würde jemand bei ihr auf dem Balkon sitzen.« Meine Mutter wohnte in der vierten Etage eines Plattenbaus. Frau Engels schräg gegenüber. Sie war also keine direkte Nachbarin, aber die beiden kannten sich seit der Wende.

»Hast du ihren Schlüssel dabei?« Daniels Stimme war so ernst, dass mein Herz etwas tiefer rutschte.

»Habe ich.«

»Warte dort auf mich. Ich komme hin.«

Einerseits liebte ich ihn ein bisschen mehr dafür. Andererseits mochte ich es nicht, dass er auf diese Weise eine so große Sache daraus machte. Und dass er unterstellte, ich würde es nicht alleine hinbekommen. Als bräuchte ich einen Mann, um nach meiner Mutter zu sehen.

Aber der nicht ganz so feministische Teil von mir, jener, den ich vor meiner Mutter und ihren besten

Freundinnen verborgen halten musste, freute sich darüber, dass er mich beschützen wollte. Dass er da sein wollte, um für mich stark zu sein, wenn ich es vielleicht nicht konnte.

Stopp! Noch wussten wir überhaupt nicht, was oder besser gesagt, ob irgendetwas passiert war.

»Gut, wir treffen uns dort.«

Ich atmete tief ein und aus. Die kalte Luft brannte jetzt in meiner Lunge. Die Möwen kreischten über meinem Kopf und ich wollte nur noch weg vom Strand. Normalerweise genoss ich es, allein am Ufer entlang zu streifen. Hier fand ich Ruhe. Doch die Unruhe, die sich nach den beiden Telefonaten in mir ausbreitete, konnten weder Wind noch Wellen vertreiben.

Ich spielte mit dem Gedanken, eine der Freundinnen meiner Mutter zu kontaktieren. Sie zu fragen, ob sie von ihr gehört hatten. Doch warum sollte ich das tun? Ich war diejenige, die herausfinden konnte, ob es ihr gut ging.

Zehn Minuten später erreichte ich den Hauseingang meiner Mutter. Daniel war noch nicht da. Ich wechselte die Straßenseite, um besser nach oben gucken zu können, doch auch von dort aus erkannte

ich nicht, was sich auf dem Balkon meiner Mutter abspielte. Die Wohnung lag im Dunkeln.

Ich ging zurück und klingelte. Nichts. Auch nach dem dritten Versuch öffnete niemand die Tür. Noch einmal wählte ich ihre Nummer und meinte, ein leises Klingeln zu hören. Ich schluckte. Kam es von ihrem Balkon? Eine Gänsehaut überlief meinen Körper. Es waren nur noch sechs Grad. Tagsüber war das Thermometer auf fünfzehn gestiegen. Doch jetzt war es selbst für meinen Mantel zu kalt.

Schnelle Schritte erklangen. Daniel kam die Straße hinauf. Er rannte fast. Seine Hektik verstärkte meine Unruhe. Ich hätte das allein machen sollen.

»Wollen wir?«, fragte er, nachdem er mich viel zu intensiv umarmt hatte.

Ich nickte. »Lass uns gehen.«

Das Haus hatte einen Fahrstuhl, den ich viel zu oft benutzte. Meine Mutter ging immer zu Fuß. Sie schaffte die vier Etagen problemlos. Besser als ich. Heute stieg ich, ohne über die Möglichkeit des Miniworkouts nachzudenken, in den Fahrstuhl, der erst vor zwanzig Jahren an das Haus gebaut worden war. Vor ihrer Tür angekommen, zögerte ich, klingelte noch einmal und klopfte.

»Mama?«

Nichts.

Mit zitternden Fingern nahm ich den Schlüssel aus der Tasche und schob ihn ins Schloss. Ich hatte diesen Schlüssel seit meiner Kindheit. Es war dasselbe Wohnungsschloss wie damals. Seit dreißig Jahren schloss ich diese Tür mit dem gleichen Schlüssel auf. Inzwischen klingelte ich vorher, aber meine Mutter war der Meinung, dass ich alles an ihr bereits gesehen hatte. Deshalb kam sie nicht mehr zur Tür, um mir zu öffnen.

Ein kalter Luftzug strömte uns entgegen, als ich die Tür langsam aufdrückte.

»Mama?«, rief ich erneut.

Keine Antwort.

Aus dem Wohnzimmer drang leise Musik. Für einen Moment erleichterte mich dieses Geräusch. Doch die Dunkelheit, in der die Wohnung lag, passte nicht zu diesem Geräusch. Dafür aber zu der Kälte, die sich festgesetzt zu haben schien.

Ich tastete nach dem Lichtschalter, darauf gefasst, meine Mutter hier im Flur in einer verdrehten Lage auf dem Fußboden vorzufinden. Doch dieser wirkte unverändert. Nicht unglaublich unordentlich, aber

doch voller Dinge, von denen sie neunzig Prozent vermutlich nicht mehr brauchte.

Wir gingen weiter. Küche und Bad waren leer. Weder im Schlafzimmer noch in meinem ehemaligen Kinderzimmer, das ihr seit Jahrzehnten als Archiv diente, fanden wir sie. Im Wohnzimmer war es am kältesten. Die Balkontür stand weit geöffnet. Die Gardinen flatterten im Wind. Ein schmaler Streifen Mondlicht beleuchtete den eichefarbenen Laminatboden. In Berlin hatte meine Mutter in einer Altbauwohnung mit nicht durch Teppichboden oder Linoleum verdeckten und auch nicht angestrichenen Holzdielen gelebt. Anfang der Neunzigerjahre, als wir nach Zinnowitz zogen, kam Laminat gerade in Mode. Deshalb nutzten wir einen Großteil unseres Umzugsbudgets, um die gesamte Wohnung damit auszulegen.

Heute erkannte man an vielen Stellen Altersspuren. Meine Mutter wollte es dennoch nicht erneuern. Für sie war es Geldverschwendung, etwas aus ästhetischen Gründen auszutauschen, das aus praktischer Sicht keinerlei Mängel darbot.

Ich folgte dem Streifen Mondlicht. »Mama?«

Keine Antwort.

Meine Schritte verlangsamten sich immer weiter. Als der Vorhang ein weiteres Mal zur Seite schwebte, beleuchtete der Mond den Stuhl, der zur Brüstung ausgerichtet stand. Der weiße, gelockte Haarkranz meiner Mutter erstrahlte wie eine Krone.

»Mama?«, fragte ich etwas leiser und trat auf den Balkon. Es war eisig kalt, doch sie trug nur ein T-Shirt und eine Jeans. Selbst mit 79 hatte meine Mutter Jeans getragen. Mehrere Größen kleiner, als ich sie brauchte.

Ich konnte sie kaum erkennen, weil es so dunkel war. »Mama?« Die sanfte Berührung, mit der ich sie schon so oft geweckt hatte, löste jetzt Grauen in mir aus. Sie war eiskalt. Ihre Haut wächsern. Ich schreckte zurück. Daniel fing mich auf, schloss mich fest in die Arme und murmelte irgendwelche beruhigenden Worte, die ich nicht verstand.

Denn in meinem Kopf formte sich nur ein einziger Gedanke: Mama ist tot.

Drei

Aus dem Nebenzimmer drangen piepende Geräusche und das Gemurmel der Rettungskräfte. Der Notarzt war schnell gekommen. Noch am Telefon war ich

gebeten worden, den Leichnam nicht zu verändern. Alles so zu lassen, wie es war. Den Leichnam. Meine Mutter war jetzt ein Leichnam? Ich wusste noch nicht, wie ich mit dieser Information umgehen sollte, und trotzdem musste ich ihr entsprechend handeln. Ich musste Dinge organisieren, Leute informieren, Unterlagen zusammensuchen. Und dabei mit der Tatsache zurechtkommen, dass meine Mutter jetzt nur noch ein Leichnam war.

»Frau Winterberg?« Die Frau, die sich vorhin mit Namen als Ärztin vorgestellt hatte, deren Namen ich aber nicht mehr wusste, trat zu uns in die Küche, in die Daniel und ich uns zurückgezogen hatten. Er hatte Tee gekocht, den ich bisher nicht angerührt hatte.

»Ja?«, fragte ich mit einiger Verzögerung. Vorhin hatte ich geweint. Jetzt fühlte ich mich kalt. Innerlich und äußerlich. Meine Hände fühlten sich an wie fein gearbeitete Eisskulpturen.

»Wir sind hier oben fertig.« Schon vorhin hatte sie mir ihr Beileid ausgedrückt. Sie war die Zweite gewesen. Die Frau am Notruftelefon hatte es auch getan. »Ich gehe jetzt nach unten und werde den Bericht und einen vorläufigen Totenschein ausfüllen. Dieser ist für den Bestatter noch nicht ausreichend.

Ein Arzt vom kassenärztlichen Dienst muss kommen, um eine vollständige Leichenschau durchzuführen. Das können wir leider nicht tun.« Sie lächelte mich mitfühlend an. »Am besten rufen Sie dort sofort an. Die Wartezeiten können sich über mehrere Stunden hinziehen. Die Nummer ist 116 117.«

Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Daniel die Zahlen in sein Handy eintippte.

Die Ärztin fasste meinen Oberarm. Sie hatte die Handschuhe abgestreift, die sie bei ihrer Ankunft angezogen hatte. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich nickte nur und sank zurück auf den Küchenstuhl. Das kalte Licht der Unterbauleuchten wirkte erdrückend. »Können wir eine Kerze anzünden?«, fragte ich und war nicht sicher, ob ich Daniel oder mir die Frage stellte. Oder vielleicht auch meiner Mutter.

Meine Mutter.

»Muss sie weiter auf dem Balkon bleiben?«, rief ich der Ärztin hinterher, doch sie war schon gegangen. Einer der Sanitäter antwortete mir anstatt ihrer. »Ja, Sie dürfen den Leichnam weiterhin nicht bewegen.«

»Darf ich ihr eine Decke überlegen?«

Er sah mich mitfühlend an. Vermutlich dachte er, wie

unsinnig das war. Einer toten Frau eine Decke überzulegen. »Natürlich dürfen Sie das.«

Ich stand hastig auf, ging ins Wohnzimmer und nahm die Wolldecke von der Couch, die sie immer so geliebt hatte. Doch dann hörte ich ihre knarzende Stimme. »Bist du verrückt, Lindi. Das ist meine beste Decke. Was willst du damit machen, wenn sie mich abgeholt haben? Hol die andere vom Sessel.«

Und wie mein ganzes Leben lang sah ich ein, dass sie recht hatte. Ich würde diese Decke nie wieder benutzen können, wenn ich jetzt ihren Körper mit ihr bedeckte.

»Der Arzt kann in zwei Stunden hier sein«, erklärte Daniel, als ich zurück in der Küche war.

»Zwei Stunden?«, fragte ich ungläubig.

Er nickte. »Ich habe ihm meine Telefonnummer gegeben. Er meldet sich, wenn er in der Nähe ist.«

»Okay.« Ich setzte mich wieder in den Stuhl.

»Ich dachte, dass wir nach Hause gehen und dort warten könnten, sobald der Notarzt weg ist.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann sie nicht allein lassen.«

Daniel griff nach meiner Hand. »Linda.«

Ich sah flehend zu ihm. »Ich kann nicht.«

Er schloss die Augen und nickte verstehend.

»Aber du kannst gehen. Du musst nicht hierbleiben?«

»Unsinn. Es gibt viel zu erledigen. Und du hast recht. Es war eine blöde Idee.«

»Nein, es war eine liebevolle Idee.« Wie konnte ich nur so bei Sinnen sein? Meine Mutter war gerade gestorben. Ich hatte erwartet, dass sie hundert oder älter werden würde. Ja, in letzter Zeit hatte sie etwas weniger fit gewirkt, aber nicht krank oder schwach.

Er lächelte und kam zu mir, um mich in den Arm zu nehmen. Das ertrug ich nicht. Schnell stand ich auf. »Ich werde ihre Ordner durchsehen. Irgendwo müssen die Unterlagen sein, die sie für ihren Todesfall vorbereitet hat.« Das hatte sie schon vor zehn Jahren getan und mich immer wieder daran erinnert, dass es eine Sterbeversicherung für die Kosten der Beerdigung gab und dass sie sich bereits eine Bestatterin ausgesucht hatte. Ein von einer Frau geführtes Unternehmen. Natürlich.

Die Ärztin kam zurück, überreichte mir ein gerolltes Thermopapier und weitere Blätter. »Ich wünsche Ihnen alles Gute, Frau Winterberg.«

»Danke«, sagte ich fahrig. »Einen schönen Abend für

Sie.« Ich verzog das Gesicht. Warum hatte ich das gesagt? Sie lächelte matt und erwiderte den Gruß nicht. Vermutlich warfen die Menschen immer wieder mit Floskeln nach ihr, weil sie ihren Autopiloten auch in solchen Schocksituationen nicht ausschalten konnten. Wie hätten wir sonst auch überleben sollen?

Als sie die Wohnung verlassen hatten, war es plötzlich ruhig. Den Wind hörte ich noch und dabei fiel mir ein, dass die Balkontür weiterhin offen stand. Für Daniel und mich wäre es besser gewesen, sie zu schließen. Doch das konnte ich nicht. Ich konnte sie nicht allein auf dem Balkon sitzen lassen und auf diese Art ausschließen.

»Gehen wir ins Archiv«, sagte ich und stand wieder auf, um in mein altes Zimmer zu gehen, in das meine Mutter lediglich ein paar IKEA-IVAR-Regale, die sie über Kleinanzeigen gekauft hatte, gestellt hatte. Es hingen sogar noch Poster von Michael Jackson und den New Kids on the Block an den Wänden dahinter. In den Regalen fanden sich all die Ordner, Kisten mit Zeitungsausschnitten und Flugblättern, die sie aus Berlin mitgebracht hatte. Aber auch sämtliches Material, das sich danach angesammelt hatte.

Auch meine Mutter war freie Journalistin gewesen. Doch nicht nur das. Sie war eine anerkannte

SPIEGEL-Bestsellerautorin, hatte einige Werke über den Feminismus in West-Berlin und in den neuen Bundesländern verfasst. Noch im Mai dieses Jahres war sie in eine politische Talkshow eingeladen worden, um über die Emanzipation der Frau in der heutigen Zeit zu sprechen.

Ihr Archiv war Zeugnis von all diesen Erfolgen. Ein unbezifferbarer Schatz.

»Möchtest du jemanden informieren?«

Ich hatte keine Geschwister. Genau wie meine Mutter. Sie war aus der DDR nach West-Berlin geflohen und hatte dadurch den Kontakt zu Cousinen und ihrer Tante verloren. Die Familie meiner Mutter bestand abgesehen von uns beiden aus drei Frauen.

Susanne, Astrid und Tessa.

Und ihren Kindern, mit denen ich aber nur wenig Kontakt hatte. Am meisten mit Astrids Tochter Ronja.

Bei dem Gedanken an die drei Frauen wurde mir übel. Tessa und Susanne waren etwas jünger als meine Mutter. Mitte siebzig. Astrid etwa gleich alt. Astrid und meine Mutter kannten sich schon seit ihrer Jugend. Susanne und Tessa hatten sie im März 1976 auf einer Demo kennengelernt, bei der Frauen aus 33 Ländern zum internationalen Tribunal Gewalt gegen

Frauen zusammengekommen waren. Susanne und Tessa hatten am Straßenrand gestanden und Astrid und meine Mutter hatten sie zu sich gezogen und sie in der folgenden Nacht von ihrer Sache überzeugen können.

Dass eine von ihnen den Anfang machen und zuerst gehen würde, war allen klar gewesen. Sie hatten sogar ständig Witze darüber gemacht. Doch nun sollte ich diejenige sein, die ihnen die Nachricht überbrachte?

Langsam schüttelte ich den Kopf. »Noch nicht.«

»Okay.« Daniel wandte den Blick zu dem größten der Regale. Außer Ordnern, Schubern und Büchern fanden sich darin Kisten, in denen kiloweise bedruckte Seiten lagerten. Was nur sollte mit all diesen Dingen geschehen? Für meine Mutter waren sie von unschätzbarem Wert gewesen. Doch für den Rest der Menschheit, inklusive mir, hatten sie diesen nicht. Oder? Vielleicht könnte ich das Material nutzen, um ein Buch über sie zu schreiben. Der Gedanke war nicht neu, sonst wäre er mir jetzt vermutlich nicht gekommen. Wer hatte ihn zuerst in diese Wohnung geworfen? Meine Mutter? Ich? Eine von den Frauen, als sie zu Besuch hier gewesen waren?

Sie kamen oft. Jeden Monat war mindestens eine von ihnen hier. Und meine Mutter war ebenso häufig in Berlin. Meist begleitete ich sie dorthin. Hatte ich sie dorthin begleitet. Vergangenheit. Ich musste von nun an in der Vergangenheitsform von meiner Mutter sprechen.

»Wonach suchen wir?«

Ich hatte den roten Ordner schon entdeckt und zog ihn aus dem Regal. »Hier. Darin hat sie alle Unterlagen gesammelt, die ich jetzt brauche.« Für einen Moment zögerte ich. Ja, Daniel und ich wohnten zusammen. Ich liebte ihn. Aber wir waren erst seit zwei Jahren ein Paar. Sollte ich das hier wirklich mit ihm tun? Meine Mutter hatte ihn nie richtig gemocht. Sie hatte es nicht gesagt, doch jedes Mal, wenn wir bei ihr gewesen oder sie zu uns gekommen war, hatte sie ihn auf diese merkwürdige Weise angesehen. Letztendlich war ich zu dem Schluss gekommen, dass es daran lag, dass er ein Mann war.

Meine Mutter hatte nie einen Mann gehabt. Ich konnte mich an keinen einzigen erinnern. Meinen Vater kannte ich nicht. Abgesehen davon, dass er ein Arschloch gewesen war, der lediglich dafür gesorgt hatte, dass ein Spermium eine Eizelle meiner Mutter

befruchtet hatte, wusste ich nichts über ihn. Und das waren nicht meine, sondern ihre Worte, die sie mir auf wunderbar einfühlsame Weise dargeboten hatte, als ich zwölf gewesen war. Etwa drei Wochen, nachdem wir in diese Wohnung gezogen waren. Ich hatte immer vermutet, dass sie diese Worte nur deshalb so unbedacht gewählt hatte, weil ein tiefer Schmerz in ihr ruhte und es leichter für sie war, auf diese Weise über ihn zu sprechen. Doch ich hatte mich nie getraut, sie zu fragen. Jetzt hatte ich dazu keine Gelegenheit mehr.

Ich setzte mich in den alten Sessel, der noch aus Berlin stammte, und öffnete den Ordner. Auf der Innenklappe klebte ein A5-Briefumschlag. Öffne mich zuerst.

Ich sah zu Daniel, doch dieser ließ mir Raum. Er hatte ein Buch aus dem Regal genommen. Eines von jenen, die meine Mutter geschrieben hatte.

Mit dem Finger fuhr ich unter die Lasche des Umschlags und zog ein Blatt Papier hervor.

Oh, nein, bitte kein Brief. Ich würde es nicht ertragen, jetzt eine Wenn du das liest, bin ich tot – Nachricht von meiner Mutter zu erhalten. Doch es waren nur ein paar Stichpunkte.

- Zeig diesen Zettel niemandem. NIEMANDEM!

- Zwei Sterbeversicherungen. Sollte reichen. Mach von dem Rest Urlaub in der Südsee. Versprich es mir!

- Bestatterin Isolde Jansen. Tolle Frau. Hoffe, sie lebt noch, wenn ich tot bin.

- Manfred Jung.

- Schreib ein Buch über mich.

- Steffen Hoffmann.

Darunter fanden sich die Nummern zu zwei Bankkonten mit dem Hinweis, dass ich vollen Zugriff auf das Geld darauf und die angehängten Depots hatte. Depots? Eines der Konten war bei der Sparkasse. Eines bei der Volksbank. Ich runzelte die Stirn. Meine Mutter hatte ihr Konto bei der GLS Bank geführt. Ich sah zu Daniel, der in dem Buch blätterte. NIEMANDEM! Meinte sie auch ihn damit? Speziell ihn? Was war mit Astrid, Susanne und Tessa? Durften sie auch nichts von diesem Brief, der kein Brief war, wissen? Und wer waren Steffen Hoffmann und Manfred Jung?

Ich faltete den Zettel so klein wie möglich zusammen und steckte ihn in die Hosentasche. Dann überlegte ich es mir anders. Wenn ich ihn verlor, verlor ich auch die Daten darauf. Deshalb nahm ich mein

Handy aus der Tasche meiner Strickjacke, faltete den Zettel wieder auseinander und fotografierte ihn. Dann legte ich ihn erneut zu einem kleinen Päckchen zusammen und verstaute ihn im Geldfach meiner Jeans.

»Ich schätze, ich muss die Versicherung informieren, oder?« Diese Unterlagen waren ganz vorne eingeheftet.

»Linda.« Er setzte sich auf die Armlehne des Sessels. »Du musst dich nicht um alles kümmern. Nicht heute.«

»Aber was soll ich sonst machen?«

Er legte eine Hand auf meine Schulter. Sanft und liebevoll. Ich beruhigte mich etwas. »Als Erstes informieren wir jetzt den Bestatter.«

»Die Bestatterin.«

»Natürlich.« Schmunzelte er? War das angebracht? »Danach …« Er schien nach den richtigen Worten zu suchen. »Möchtest du dich verabschieden?«

Ich schluckte. Tränen traten in meine Augen. Verabschieden. Meine tote Mutter saß auf dem Balkon, bedeckt von einer billigen Decke aus dem Discounter. Ich konnte mich nicht mehr von ihr verabschieden. Wann hatte ich zuletzt mit ihr

gesprochen? Wann war das gewesen? Ich konnte mich nicht erinnern. Wie lange saß sie schon auf diesem verdammten Balkon?

»Hey.« Er drückte meine Schulter. »Ganz ruhig. Soll ich die Bestatterin anrufen?«

Ich schüttelte den Kopf. Ich musste etwas tun.

»Wo ist die Nummer?« Daniel fing an, durch die Seiten zu blättern. Doch ich wollte nicht, dass er das tat. Es war meine Mutter. Wer wusste schon, was sie sonst noch in diesem Ordner verborgen hatte, das niemand!!! außer mir sehen sollte? Mein Blick fiel auf die Regale. Oder in all den anderen Ordnern. Wer waren diese beiden Männer?

Ich öffnete Google Maps auf meinem Handy, das ich noch immer in der Hand hielt, und suchte nach Isolde und Bestattungen, weil ich den Nachnamen vergessen hatte. »Das ist sie.« Um den Anruf nicht weiter hinauszuzögern, drückte ich auf die Nummer, um sie zu wählen.

»Bestattungen Isolde Jansen, mein Name ist Kathrin Jansen. Was kann ich für Sie tun?«

Schön, dass du hier bist

Wie geht es weiter?

Ich hoffe, diese ersten Seiten haben dein Herz schon ein klein wenig berührt. Wenn du wissen möchtest, wie es mit »Nicht (un)schuldig« weitergeht, wartet die ganze Geschichte schon auf dich:

Direkt bei mir bestellen **Bei Amazon kaufen**

Die Printausgabe mit wunderschönem Farbschnitt bekommst du nur direkt bei mir.

Lust auf noch mehr Geschichten?

Alle meine Leseproben findest du hier:

https://andreawilk.de/leseproben

Liebe,

Andrea

Impressum

ANDREA WiLK c/o Autorenglück #50778
Albert-Einstein-Straße 47
02977 Hoyerswerda, Deutschland
E-Mail: andrea@andreawilk.de
USt-IdNr.: DE269430030
Verantwortlich i.S.d. § 18 Abs. 2 MStV: Andrea Wilk

© THEA WiLK. Alle Rechte vorbehalten. Alle Personen, Orte und die Handlung sind frei erfunden.

Dies ist eine kostenlose Leseprobe – du darfst sie gerne weitergeben und teilen.